

**Dezember 12/2013**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Stefan Dybowski „Wenn ich erst mal groß bin ...“	353
Rudolf Laufen „Und das Wort ist Fleisch geworden“	355
Winfried Hauerland Gottesdienst in katholischer Weite	359
Marcel Albert Zur Physiognomie des Christentums in NRW	364
Elmar Trapp Altenheimseelsorge	367
Barthel Schröder/Ingrid Rasch Keiner geht allein	375
Dank und Willkommen	376
Gerhard Gäde Judentum - Christentum	377
Literaturdienst:	383
Willibald Sandler: Die gesprengten Fesseln des Todes Reinhard Körner: Kirchisch für normale Menschen	

---

## **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Prälat Dr. Stefan Dybowski, Erzb. Ordinariat Berlin, Niederwallstraße 8–9, 10117 Berlin | Dr. theol. Rudolf Laufen, Paulusstraße 14, 40237 Düsseldorf | Prof. Dr. Winfried Haunerland, Ludwig-Maximilians-Universität München, Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München | P. Dr. Marcel Albert OSB, Abtei Gerleve, 48727 Gerleve | PR Elmar Trapp, Erzbistum Köln, HA Seelsorge, Abt. Seelsorge im Gesundheitswesen, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Diakon Barthel Schröder, Anna-Schneider-Weg 9, 50678 Köln | Prof. Dr. Gerhard Gäde, Wittelsbacherstraße 2, 80469 München

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Msgr. Markus Bosbach, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8–9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfiling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Stefan Dybowski

# „Wenn ich erst mal groß bin ...“

## Kinder- und Jugendseelsorge

---

... so beginnen viele Kinderträume. Und dann erzählen Kinder, was sie mal werden wollen, und über ihre großen Vorbilder. „Ich bin Winnetou!“ – „Und ich Old Shatterhand!“ so haben wir als Jungen laut geschrien, wenn wir auf den Straßen und Höfen in unserem Berliner Kiez Indianer spielten. Die großen Indianerhelden aus den Filmen der damaligen Zeit waren unsere Vorbilder, und wir waren stolz, im Spiel ihre Namen zu tragen.

Ich muss der Ehrlichkeit halber sagen, nicht immer ist bei mir der Begriff „Vorbild“ mit guten Erinnerungen besetzt. Mein Vater hat mehrmals, wenn er meine Note im Sport auf dem Zeugnis sah, gesagt: Nimm dir mal den Robert zum Vorbild. Robert hatte im Sport immer eine 1. Ich mochte den Robert damals nicht so sehr leiden, und so hat mich diese Ermahnung meines Vaters mächtig geärgert.

Kinder und Jugendliche zu begeistern, und dann noch für den Glauben und für Gott, ist heute keine leichte Sache. Um so mehr freue ich mich über die Kreativität, mit der die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Jugendamt ihre Arbeit gestalten: Stadtjugendmessen, eine Kinderwallfahrt, die Kar- und Ostertage für Jugendliche und der jährliche Bistumsjugendtag auf der Insel Usedom mit dem schon traditionellen Gottesdienst am Ostseestrand... all dies wird den Kindern und Jugendlichen sicher noch lange in Erinnerung bleiben.

Wie kann man Kinder und Jugendliche in unserer heutigen Zeit an den Glauben

heranführen? Brauchen sie dazu Vorbilder, und welche? War Jesus ein Vorbild für unsere Jugendlichen? Lassen sich die Jugendlichen für Jesus begeistern? In Klausurtagungen und Seelsorgekonferenzen stehen diese Fragen immer wieder auf der Tagesordnung.

Beim Begriff Vorbild fällt mir sofort ein Mann ein, der viele Jugendliche begeistern konnte: der Heilige Johannes Bosco. Don Bosco – wie er immer genannt wurde – lebte im 19. Jahrhundert in Turin. Es war eine Zeit, deren Probleme sich durchaus mit den unserigen messen können. Die Arbeitslosigkeit war hoch, viele Menschen lebten im Elend, und mit der Not wuchsen auch Gewaltbereitschaft und Kriminalität. Am ärgsten betroffen waren auch damals schon die Kinder und Jugendlichen.

Don Bosco kümmerte sich um diese Jugendlichen. Er sorgte für Unterkunft und Nahrung, gab ihnen Unterricht und verbrachte seine Freizeit mit ihnen. Es gibt viele Filme über diesen Heiligen, in denen gezeigt wird, wie er auf Stelzen läuft, mit den Kindern singt oder Fußball spielt. Kein Wunder, dass sie an ihm hängen, zu ihm aufschauen und ihn als Vorbild verehren. Doch solche Begeisterung kann auch schnell vergehen.

Später habe ich bei ihm eine ganz andere, eher nüchterne Seite entdeckt, die mich viel mehr beeindruckt hat. Für Don Bosco war es ganz wichtig, dass jeder Jugendliche eine Ausbildung bekam. In einem Spielfilm über Don Bosco kann man sehen, wie zwölfjährige Jungen lernen, einen Schuh zu besohlen oder mit der Nähmaschine eine möglichst gerade Naht hin zu bekommen. Als eine neue Druckerpresse angeschafft wurde – für die damalige Zeit sicher etwas Sensationelles –, da bestimmte Don Bosco: „Jeder von euch soll sie bedienen können!“ Man sieht, wie Don Bosco damals schon die Jugendlichen mit der Technik vertraut macht und sie auf die Zukunft vorbereitet. Aber das Entscheidende ist für ihn, die Jugendlichen zur Selbstständigkeit zu führen. In dem Film schwenkt die Kamera über die Gesichter der

Jugendlichen: Sie strahlen. Denn sie können stolz sein auf das, was sie geleistet haben, mehr noch: Sie können stolz sein auf das, was sie sind.

Don Bosco war ihr großes Vorbild, nicht nur weil er etwas konnte, was die Jugendlichen nicht konnten, sondern weil er aus den Jugendlichen etwas herausgeholt hat, auf das sie später stolz sein konnten. Nicht der soll mein Vorbild sein, dessen Größe ich bewundern kann, sondern der, der mich groß macht. Die Frage, ob Jesus für die Jugendlichen ein Vorbild sein könnte, bekommt auf diese Weise einen neuen Horizont.

Am Ende zeigt der Film noch einmal eine sehr bewegende Szene. Giuseppe, einer von den Jugendlichen, wird rückfällig; er wird beim Klauen erwischt und kommt ins Gefängnis. Don Bosco gibt ihn auch jetzt nicht auf. Er geht zu ihm ins Gefängnis und bewirkt für ihn und viele andere Gefangene einen Freigang. Der Gefängnisdirektor ist skeptisch: „Da kommt keiner wieder zurück!“ Doch Don Bosco setzt sein Vertrauen auf Giuseppe und die Gefangenen. Als am Abend die Gefangenen gezählt werden, fehlt einer: Giuseppe. Und als Don Bosco gefragt wurde, was er denn jetzt zu tun gedenke, war seine Antwort: „Dann warten wir eben.“

„Wenn ich erst mal groß bin ...“ - Kinder- und Jugendpastoral möchte ihren Beitrag leisten, dass junge Menschen groß werden und mit Selbstbewusstsein und Freude ihr zukünftiges Leben gestalten. Glauben und Vertrauen spielen dabei eine immens wichtige Rolle. Wer mithelfen will, dass andere groß werden, braucht viel Geduld.

**Liebe Leserinnen und Leser,**

„Fleischwerdung“ - unter dieses Wort fasst das Johannesevangelium das Weihnachtsgeheimnis (Joh 1,14). In lateinischer Sprache klingt dasselbe fast abstrakt: Inkarnation. Was sich mit dieser theologischen Aussage alles verbindet und zu welchem Glauben sie herausfordert, das verdeutlicht **Dr. Rudolf Laufen**, langjähriger stellvertretender Leiter des Lehrerfortbildungsinstituts in Mülheim/Ruhr.

**Prof. Dr. Winfried Haunerland**, Ordinarius für Liturgiewissenschaft an der Uni München, Priester des Bistums Essen und Mitglied der Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz, zeigt die Konsequenzen auf, wenn nicht nur die *participatio actiosa*, sondern vor allem das Pascha-Mysterium zum entscheidenden Kriterium für liturgische Vielfalt wie Einheit wird.

Zum Ausklang des 1700jährigen Jubiläums des (Erz-)bistums Köln wirft **P. Dr. Marcel Albert OSB**, Benediktiner der Abtei Gerleve und promovierter Kirchenhistoriker, ein Licht auf die Physiognomie des Christentums im Bundesland Nordrhein-Westfalen.

Die Vieldimensionalität des Gebietes der Altenheimseelsorge nimmt der Kölner **PR Elmar Trapp**, Regionalbeauftragter für diese kategoriale Aufgabe im Stadtdekanat Köln, in den Blick.

**Diakon Dr. Barthel Schröder** und **Dipl.-Psychologin Ingrid Rasch** stellen ein beeindruckendes Projekt des Weggeleits bei Beerdigungen vor, das sie in der Kölner Südstadt in Gang gesetzt haben.

Leider war es aus redaktionellen Gründen nicht eher möglich, die Antwort des apl. Professors für Dogmatik ebenfalls an der Ludwig-Maximilians-Universität München, **Prof. Dr. Gerhard Gäde**, auf eine Auseinandersetzung mit ihm aus der Feder meines Kollegen Dr. Werner Höbsch und meiner eigenen im Mai 2013 zu veröffentlichen. Er hat sich darauf eingelassen, seine Ausführungen so zu formulieren, dass seine Bezugnahmen auf uns auch ohne Nachblättern in der Mai-Ausgabe verständlich sind.

Und da wir schon wieder im Monat angekommen sind, da wir die Geburt unseres Erlösers feiern, wünsche ich Ihnen zum Fest von Christi Geburt, einmal mehr mit einem eigenen Weihnachtsgedicht, von Herzen gesegnete Festtage

Ihr



Gunther Fleischer

# „Und das Wort ist Fleisch geworden“

## Gedanken zum Glaubensgeheimnis der Inkarnation

---

1. Der Ausdruck „Inkarnation“ (in *carnem* = in das Fleisch hinein) fasst die biblische Aussage „Und das Wort ist Fleisch geworden“ (Joh 1,14) in *einem* Begriff zusammen. Es handelt sich also um eine spezifisch christliche Wortbildung, die die Fleischwerdung = Menschwerdung des Logos = des Wortes Gottes = des Sohnes Gottes aussagt. Wenn in der Bibel vom Menschen als Fleisch gesprochen wird, ist die volle Wirklichkeit des Menschen gemeint, insbesondere unter dem Aspekt seiner Hinfälligkeit und Sterblichkeit.
2. Wenn der Begriff „Inkarnation/Menschwerdung“ im ursprünglichen = christlichen Sinn gebraucht wird, sind immer drei weitere Glaubenswahrheiten als Teilaspekte eines komplexen Ganzen mitgedacht. Sie sind mit der Glaubenswahrheit der Inkarnation aufs engste verbunden, davon zwar begrifflich unterscheidbar, aber nicht abtrennbar:
  - die vormenschliche Existenz des anfanglosen, ewigen Sohnes Gottes (Präexistenz)
  - die wesensgleiche Göttlichkeit des präexistenten Sohnes (Homousie)
  - die innergöttliche personale Gemeinschaft von Vater und Sohn, die in der Liebe des Heiligen Geistes auf das Innigste miteinander verbunden sind und die eine göttliche Drei-Einigkeit bilden (Trinität).
3. Die komplexe Glaubenswahrheit von Trinität, Göttlichkeit, Präexistenz und Inkarnation des Sohnes Gottes ist *das* „Alleinstellungsmerkmal“ des christlichen Glaubens schlechthin. Sie ist aber nicht nur religionsgeschichtlich einmalig, sondern auch extrem. Sie meint nicht weniger, als dass das Göttliche, also das absolut Heilige und Transzendente, das Unnahbare, Unbegreifliche, das der Materialität und Geschichtlichkeit total Entzogene in der Person des wirklichen und wahren Menschen Jesus von Nazaret restlos und radikal in die menschlich-geschöpfliche Seinssphäre, in das Nicht-Göttliche eingetaucht ist, dass der präexistente, Gott wesensgleiche Sohn das Menschsein substantiell und rückhaltlos angenommen hat, sich in die Enge von Raum und Zeit, in die Kontingenz, also die Offenheit und Nichtdeterminiertheit der Geschichte hineinbegeben hat.

Die Kirche hat immer nachdrücklich betont, dass das Menschsein Jesus nicht nur äußerlich und akzidentell (wie eine Verkleidung) anhaftet, sondern sein ganzes Wesen geprägt hat (Konzil von Chalkedon: „der Menschheit nach uns wesensgleich, in allem uns gleich außer der Sünde“). Die gegenteilige Auffassung eines nur scheinbar echten Menschseins wurde immer als Irrlehre (Doketismus) scharf verurteilt.
4. Die Inkarnation des präexistenten Sohnes Gottes wird im Neuen Testament an verschiedenen Stellen ausgesagt. So spricht bereits ein vorpaulinisches Preislied auf Christus (Phil 2,6-11) davon, dass Christus „Gott gleich“ war, aber nicht daran fest hielt, „wie Gott zu sein“ sondern sich selbst „entäußerte“ (wörtlich: sich leer machte) und „den Menschen gleich“ wurde. Im Prolog des Johannesevangeliums (Joh 1,1-18) wird vom Logos (= Christus) gesagt, dass er Gott war, dass „durch ihn alles geworden“ ist, dass er „Fleisch wurde“ und „unter uns gezeltet“ hat (wie JHWH in der Stiftshütte des AT).

Der Gedanke der Präexistenz durchzieht nicht nur das ganze Johannesevangelium, sondern dieses lässt auch Jesus selbst ganz offen von seinem vormenschlichen Dasein sprechen: „Noch ehe Abraham wurde, bin ich“ (Joh 8,58). In einem weiteren Hymnus auf Christus singt die neutestamentliche Gemeinde, dass „durch ihn und auf ihn hin alles erschaffen worden“ sei und dass er alles versöhnt und Frieden gestiftet habe „am Kreuz durch sein Blut“ (Kol 1,15-20) - wobei sich die erste Aussage natürlich auf den präexistenten Sohn Gottes bezieht, die zweite auf den Mensch Gewordenen.

Es fällt auf, dass diese und weitere biblische Aussagen zur Inkarnation aus dem urchristlichen Gottesdienst stammen, dass also das lobpreisende Gebet zum auferstandenen Herrn als der angemessene Ort empfunden wurde, das Wunder der Inkarnation staunend und dankend zu besingen.

5. Es darf nicht verschwiegen werden, dass es auch neutestamentliche Schriften gibt, die den Gedanken der Inkarnation nicht zu kennen scheinen, jedenfalls mit keinem Wort thematisieren. Erstaunlicherweise gehören die drei Evangelien von Matthäus, Markus und Lukas dazu, wobei Matthäus und Lukas die völlig singuläre Stellung Jesu zu Gott dadurch zum Ausdruck bringen, dass sie sein Werden in Maria durch ein wunderbares Wirken des Heiligen Geistes - ohne Zutun eines Mannes - erzählen. Dieser Befund drängt zu der Einsicht, dass die Evangelien eine auf unterschiedlichen Entwicklungsstufen angesiedelte *Christologie im Werden* repräsentieren. Während es einer Deutung des Christusgeschehens im Horizont alttestamentlich-geschichtlicher Weltdeutung noch schwer fiel, dem Auferstandenen seinshafte Göttlichkeit zuzusprechen, bot die hellenistisch-philosophische Denkform die Möglichkeit, das Christusgeheimnis noch tiefer auszuloten und tastend zur Erkenntnis seiner

wahren Göttlichkeit (mit allen Konsequenzen) vorzustoßen.

6. Weder hat der Mensch Jesus von seiner Göttlichkeit, Präexistenz und Inkarnation gesprochen, noch sind ihm derartige Vorstellungen von seinen Anhängern entgegengebracht worden. Der Ausgangspunkt aller neutestamentlichen Christologie ist die österliche Begegnungs- und Erschließungserfahrung mit dem lebendigen Gekreuzigten. In ihr erkannten die Jünger Jesu, wer ihr Meister wirklich war, dass er ganz von Gott her kam, dass er die definitive Selbstmitteilung Gottes in Person war (vgl. 2 Kor 4,6).
7. Das Neue Testament ist ein beredtes Zeugnis dafür, wie die Urkirche nach Ausdrucksmöglichkeiten für die österliche Glaubenserkenntnis suchte. Auch wo die neutestamentlichen Autoren den Inkarnationsglauben noch nicht explizit thematisieren können, bringen sie die göttliche Würde Jesu auf vielfältige Weise indirekt/implizit zum Ausdruck: durch Übertragung von Aussagen auf Jesus, die die Hebräische Bibel über das Handeln Gottes selbst macht (z.B. Erlösung von den Sünden: Mt 1,21; Mk 2,5); durch die Anwendung von Gottesprädikationen auf Jesus (z.B. kyrios: Röm 10,9; Phil 2,11); durch die Aussage der Anbetungswürdigkeit Jesu (z.B. Lk 4,8; 24,52). Streng monotheistischen Judenchristen waren solche Aussagen nur möglich, weil sie den Auferstandenen als *ganz auf der Seite Gottes stehend* erkannten. Von hier aus entwickelte sich der Inkarnationsgedanke und schließlich der Trinitätsgedanke mit innerer Folgerichtigkeit, ja „aus innerer Notwendigkeit“ (M. Hengel).
8. Das bisher Gesagte klingt vielleicht zum Teil recht schwierig und theologisch hochgestochen. Ich habe aber nichts anderes gesagt, als was allen Christen - manchmal in etwas volkstümlicherer Sprache - von früher Kindheit an vertraut ist. Das kann man sich an den alten

Advents und Weihnachtsliedern verdeutlichen. So heißt es in dem Adventslied „Kündet allen in der Not“ (GL 106): „Fasset Mut und habt Vertrauen. Bald wird kommen unser Gott, herrlich werdet ihr ihn schauen.“ In dem beliebten Lied „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“ (GL 107) wird zugesagt, dass der „Herr der Herrlichkeit“ kommt. Das ist im AT eine Gottesbezeichnung (z. B. Ps 24,7-10; 29,3), die nun auf Jesus bezogen wird, was das Bekenntnis zu seiner Göttlichkeit voraussetzt.

In der dritten Strophe des Weihnachtsliedes „Lobt Gott, ihr Christen alle gleich“ (GL 134) heißt es in fast wörtlicher Zitation des Philipper-Hymnus über den Präexistenten: „Entäußert sich all seiner Gewalt, wird niedrig und gering, nimmt an sich eines Knechts Gestalt, der Schöpfer aller Ding“. In dem innigen Huldigungslied „Zu Bethlehem geboren“ des Friedrich Spee (GL 140) lautet die vierte Strophe: „Dich wahren Gott ich finde in meinem Fleisch und Blut. Darum ich fest mich binde an dich, mein höchstes Gut.“ Das Lied „Nun freut euch, ihr Christen“ (GL 143) spricht vom Abstieg des Sohnes Gottes aus dem Himmel und fordert uns zur Anbetung des Kindes in der Krippe auf: „Christus, der Heiland, stieg zu uns hernieder. Kommt, lasset uns anbeten den König, den Herrn!“ Die dritte Strophe bringt die Inkarnation besonders deutlich zum Ausdruck: „Der Abglanz des Vaters, Herr der Herren alle, ist heute erschienen in unserem Fleisch: Gott ist geboren als ein Kind im Stalle.“ Schließlich sei auch noch das Lied „Menschen, die ihr ward verloren“ (GL 843) erwähnt. Dort heißt es: „Heut ist Gottes Sohn geboren, heut ward er den Menschen gleich. Lasst uns vor ihm niederfallen!“

9. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes hat für das christliche Gottesverständnis und das christliche Menschenbild ungeheure Bedeutung, wird uns doch dadurch Wesentliches über Gott und über den Menschen geoffenbart:

- *Wesentliches über Gott:* Gott ist keine einsame Monade, sondern er lebt in der innergöttlichen Communion von Vater und Sohn, deren gegen-seitiger Liebesstrom Heiliger Geist genannt wird. Er ist in seinem tiefsten Wesen Gemeinschaft, Austausch, Mitteilung, Liebe. Diese Liebe des dreieinen Gottes ist aber nicht innergöttlich abgekapselt, sondern strömt auch nach außen, zu seiner Schöpfung, die nicht irgendwo deponiert wurde, sondern ganz von Gott umgeben ist. Der dreieine Gott liebt seine Schöpfung und in ihr zuvörderst die Menschen mit grenzenloser göttlicher Liebe. Er offenbart sich ihnen und will ihnen an seinem göttlichen Leben Anteil geben, sie in gewisser Weise kraft des Heiligen Geistes an seiner innergöttlichen Communion teilhaben lassen. Bei der Gabenberei-tung heißt es in einem sehr alten Gebet: „Wie das Wasser sich mit dem Wein verbindet zum heiligen Zeichen, so lasse uns dieser Kelch teilhaben an der Gottheit Christi, der unsere Menschennatur angenommen hat.“
- *Wesentliches über den Menschen:* Die Menschen leben in einem Zustand der Schuldverstrickung und Gottferne, aus dem abgründige Angst erwächst. Gott aber will uns aus diesem Zustand befreien, indem er uns durch seinen Mensch gewordenen Sohn mit menschlichen Worten seine absolute Solidarität und Liebe zusagt. Diese Solidarität wird aber nicht nur verbal versprochen, sondern inkarnatorisch realisiert und garantiert. Darum dürfen wir schon jetzt angstfrei als Erlöste leben, auch wenn wir die Wirklichkeit des „alten Adam“ noch nicht ganz überwunden haben.

Und auch das gehört zur christlichen Anthropologie: Durch die Inkarnation ist der Mensch unendlich über alle Geschöpfe erhoben. Er ist dazu be-

stimmt und berufen, der Communio Gottes durch einen communalen Lebensstil zu entsprechen und so immer mehr in die Communio mit Gott und den Mitmenschen hineinzuwachsen, deren Vollendung wir „Himmel“ nennen.

der es sich in wahrhaft göttlicher Souveränität leisten kann, sich ganz klein zu machen.

10. Inkarnation ist kein ausschließlich punktuelles und episodenhaftes Geschehen, sondern findet in den Sakramenten in gewisser (analoger) Weise ihre Fortsetzung. Sakramente sind ja Handlungen des auferstandenen und in seiner Kirche lebenden Herrn am konkreten Menschen. So wie in Christus die liebende Zuwendung Gottes zu den Menschen konkret und geschichtlich wurde, so ist es auch heute noch durch die Sakramente. Christus geht in jedem Sakrament auf den Einzelnen zu und schenkt ihm Heil, liebende Zuwendung, Communio. Sakramente sind also Verleiblichungen, Vergeschichtlichungen, „Inkarnationen“ des Heils in die konkrete Geschichte und Biographie des Einzelnen hinein. Ohne die Menschwerdung des Sohnes wären Sakramente nicht möglich. Die Geschichte Gottes mit der Menschheit hat insgesamt eine inkarnatorisch-sakramentale Signatur.

11. Heutige säkularisierte und „aufgeklärte“ Menschen sehen im christlichen Glauben mit seiner Inkarnationschristologie einen Mythos, und selbst manche christliche Theologen plädieren für eine christologische „Abrüstung“ und Deabsolutierung. Das geht allerdings nur gegen das Neue Testament und gegen das beständige Glaubenszeugnis der in ihrem Wesenskern geistgeleiteten und von Gott in der Wahrheit gehaltenen Kirche, von der es im Ersten Timotheusbrief heißt, sie sei „die Säule und das Fundament der Wahrheit“ (3,15). Wir sollten uns immer wieder demütig auf den Weg dieses Glaubens begeben, voller Freude an seiner Schönheit und Harmonie und voll staunender Bewunderung für einen Gott,

# Gottesdienst in katholischer Weite

## Perspektiven der Vielfalt in der Einheit

---

„In den Dingen, die den Glauben und das Allgemeinwohl nicht betreffen, wünscht die Kirche nicht eine starre Einheitlichkeit der Form zur Pflicht zu machen, nicht einmal in ihrem Gottesdienst“ (SC 37). So erklärten die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils vor 50 Jahren in Artikel 37 der Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium*. Was heute geradezu selbstverständlich klingt, musste alle überraschen, die wie der Bonner Kirchenhistoriker Theodor Klauser die Zeit seit dem Konzil von Trient als eine „Periode der ehernen Einheitsliturgie“<sup>1</sup> empfunden hatten. Wie vielleicht zuvor nur 1960 beim Eucharistischen Weltkongress in München<sup>2</sup> erfuhr sich die katholische Kirche auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil als wirkliche Weltkirche.<sup>3</sup> So kamen die Väter zu der Erkenntnis, dass nicht nur „allen rechtlich anerkannten Riten gleiches Recht und gleiche Ehre“ (SC 4) zukommen, sondern dass unter „Wahrung der Einheit des römischen Ritus im wesentlichen ... berechtigter Vielfalt und Anpassung an die verschiedenen Gemeinschaften, Gegenden und Völker ... Raum zu belassen [sei], auch bei der Revision der liturgischen Bücher“ (SC 38).

### 1. Vielfalt und Weite als Bedingung der tätigen Teilnahme aller

So steht im Hintergrund der Liturgiekonstitution und der liturgischen Erneuerung zuerst ein erneuertes Bewusstsein der Kirche von sich selbst. Dabei geht es aber nicht nur um die Erkenntnis, dass die katholische Einheit mit dem Papst keine starre

Einheitlichkeit in der Liturgie zur Folge haben muss. Dazu tritt ein gewachsenes Bewusstsein, dass nicht allein der Klerus für die Kirche handelt, sondern dass alle Glieder der Kirche kirchlich und als Kirche handeln können. Für die Liturgie als Gottesdienst der Kirche folgt daraus, dass alle Gläubigen Träger des Gottesdienstes sind und deshalb auch „zu der vollen, bewussten und tätigen Teilnahme an den liturgischen Feiern geführt werden [sollen], wie sie das Wesen der Liturgie selbst verlangt und zu der das christliche Volk ... kraft der Taufe berechtigt und verpflichtet ist“ (SC 14).

In der bewussten, tätigen und leicht zu vollziehenden Teilnahme der Gläubigen sieht die Liturgiekonstitution – wie es im Blick auf die Sakramentalien ausdrücklich heißt – die *norma primaria*, den obersten Grundsatz bei der Überarbeitung der liturgischen Ordnungen und Bücher (vgl. SC 79).<sup>4</sup> Diese vorrangige Norm hat deshalb zu Recht eine Dynamik entfaltet, mit der die Konzilsväter kaum gerechnet haben. Das markanteste Beispiel dafür ist die Frage der Liturgiesprache. Während das Konzil grundsätzlich den Gebrauch der lateinischen Sprache erhalten sehen und nur zögerlich den Volkssprachen „einen weiteren Raum“ (SC 36) zubilligen wollte, konnte keine vier Jahre später bereits die gesamte Messe in der Volkssprache gefeiert werden und Papst Paul VI. (1963–1978) im Jahr 1969 nicht mehr im Latein, sondern in den Volkssprachen die kommende Hauptsprache der Messe sehen.<sup>5</sup> Bewusste, tätige und leicht vollziehbare Teilnahme an der Liturgie verlangte offensichtlich eine Gottesdienstkultur, die nicht nur von der großen gemeinsamen Tradition bestimmt war, sondern zugleich auch nach den Partizipationsmöglichkeiten der Menschen in unterschiedlichen Regionen, Mentalitäten und Lebenswelten fragen musste.

Weitgehend unbewusst stand dahinter die Erkenntnis, dass die Einheit im Wesentlichen nicht nur Verschiedenheit in den Ausdrucksformen erlaubt, sondern diese Verschiedenheit geradezu verlangt. Der Ritenstreit in

den asiatischen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts ist ja ein Lehrstück dafür, dass die Verweigerung der Verschiedenheit die Einheit verhinderte.<sup>6</sup> Die damals verteidigte Einheitlichkeit ging auf Kosten der Einheit. Wäre seinerzeit schon jene katholische Weite möglich gewesen, die mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil zumindest grundsätzlich in der Kirche Anerkennung gefunden hat, die Geschichte des Katholizismus in Asien wäre anders verlaufen.

Es wäre nun ein Leichtes, die Geschichte der liturgischen Erneuerung als eine Geschichte der Förderung und Umsetzung der *participatio actiosa*, der tätigen Teilnahme aller Gläubigen an den liturgischen Feiern zu schreiben. Und ausdrücklich sei auch angefügt: Diese Geschichte darf nicht zu Ende sein.<sup>7</sup> Nach dem Willen des Konzils dient „tätige Teilnahme“ ja nicht nur als Motto einer kürzeren oder längeren Episode der Liturgiegeschichte, sondern ist vom Wesen der Liturgie her verlangt und insofern die vorrangige Norm, der oberste Grundsatz der liturgischen Erneuerung auch in der Zukunft.

## 2. Die Sorge um Beliebigkeit

Allerdings: Was im Grundsätzlichen nicht bestritten werden darf, ist in seinen Konkretionen der Kritik nicht entzogen. Die Vielfalt, die sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts entwickelt hat, wurde von manchen auch mit Sorge beobachtet. Legitim ist es zu fragen: Woran kann eine gesunde Vielfalt erkannt werden, und wie ist diese zu unterscheiden von einer ungeordneten Beliebigkeit? Anders formuliert: Welche Gestalten des Gottesdienstes sind Ausdruck des authentischen Glaubens der Kirche, welche Gestalten werden zu einer unkatholischen, sektenhaften oder auch oberflächlichen Inszenierung einzelner Gruppen?

Schon das Konzil hat an die alleinige Autorität des Papstes, der Ortsbischofe und der sich damals gerade formierenden

Bischofskonferenzen zur Ordnung der Liturgie erinnert und ausdrücklich darauf hingewiesen, das „niemand sonst ... nach eigenem Gutdünken in der Liturgie etwas hinzufügen, wegnehmen oder ändern“ (SC 22) dürfe. Die seinerzeit relative Gleichförmigkeit der römischen Liturgie brachte es aber mit sich, dass die Sorge um die Authentizität der Liturgie auf dem Konzil und in den Konzilstexten kaum eine Rolle spielte. Doch schon bald nach den ersten Reformschritten wuchs die Kritik an Experimenten, Willkür und Banalitäten. Zunehmend ging es jedoch nicht mehr nur um die Normabweichungen einzelner Priester und Gruppen. Die Vorgeschichte des Römischen Messbuches für die Diözesen des Zaire von 1988 zeigt bereits, dass in der konziliaren Offenheit für liturgische Inkulturation zwanzig Jahre nach dem II. Vatikanum eine Gefahr für die Einheit der Kirche und vor allem des römischen Ritus gesehen wurde.<sup>8</sup> Darüber hinaus empfanden manche die stark zielsprachenorientierten volkssprachigen Übersetzungen und Bearbeitungen der liturgischen Bücher als eine Schwächung der Authentizität des katholischen Gottesdienstes. Um diese Entwicklungen zu korrigieren, wurden die Instruktionen *Varietates legitimae* 1994 und *Liturgiam authenticam* 2001 veröffentlicht.<sup>9</sup> Durch die Instruktion *Redemptionis sacramentum* wurden im Jahr 2004 Verbesserungen der liturgischen Praxis eingefordert.<sup>10</sup>

Auch wer über die genannten Instruktionen nicht glücklich ist, muss die hinter diesen Dokumenten stehende Sorge ernst nehmen, dass die Würde des Gottesdienstes der Kirche Schaden genommen habe und die vom Konzil geforderte „Wahrung der Einheit des römischen Ritus im wesentlichen“ (SC 38) gefährdet sei. In der Tat darf katholische Weite nicht dazu führen, dass die Liturgie nicht mehr als Einheitsband erfahren wird. Noch weniger darf die katholische Weite des Gottesdienstes als Beliebigkeit verstanden werden, bei der jeder machen kann, was er will, und subjektivistische gottesdienstliche Inszenierungen die Gemeinschaft der Pfarr-

gemeinden, der Ortskirchen und schließlich der Kirche insgesamt beschädigen.

Freilich zeigt die Entwicklung der vergangenen Jahre, dass die Bemühungen um eine authentische Feier des Gottesdienstes allein durch strengere formale Regeln kaum gefördert werden. An vielen Stellen werden die hier eingeforderten Wege der Neubesinnung auf das Wesentliche des katholischen Gottesdienstes als formalistisch empfunden und führen so gegen die Intention aller Verantwortlichen zu neuen Spannungen und Verwerfungen.<sup>11</sup>

Damit ergibt sich umso dringlicher die Frage, wie die Kirchlichkeit einer gottesdienstlichen Vielfalt und Weite gefördert und gesichert werden kann, so dass dies weder zu neoklerikalistischer Beliebigkeit noch zu einem unkatholischen Uniformismus führt.

### 3. Pascha-Mysterium

Es war niemand Geringeres als Joseph Kardinal Ratzinger, der anlässlich des 40-jährigen Jubiläums der Liturgiekonstitution die Vermutung äußerte, „dass die meisten Probleme in der konkreten Ausführung der Liturgiereform damit zusammenhängen, dass der Ansatz des Konzils beim Pascha nicht genügend gegenwärtig gehalten wurde“.<sup>12</sup> Mit dieser Vermutung macht der nachmalige Papst auf ein Problem aufmerksam, das zehn Jahre später und 50 Jahre nach Verabschiedung der Liturgiekonstitution nichts von seiner Aktualität verloren hat. Kardinal Ratzinger meinte seinerzeit, man habe sich bei der konkreten Ausführung der Liturgiereform „allzu sehr ans bloß Praktische gehalten und geriet damit in Gefahr, die Mitte aus dem Blick zu verlieren.“<sup>13</sup> Aber vielleicht liegt der Kern der Problematik noch etwas tiefer.

Nachdem die Liturgiekonstitution die tätige Teilnahme der Gläubigen als die oberste Norm herausgestellt hatte, die „bei der Erneuerung und Förderung der heiligen Litur-

gie aufs stärkste zu beachten“ (SC 14) sei, orientierte sich die Liturgiereform maßgeblich an der ekklesiologischen Wende und der Subjekthaftigkeit aller in der Liturgie. Insofern sollte die tätige Teilnahme aller aus theologischen Gründen gefördert werden. Die Liturgiekonstitution enthält allerdings neben dem ekklesiologischen Formalprinzip der Reform noch ein eher christologisches Materialprinzip der liturgischen Erneuerung, und dieses christologische Prinzip hat in der Vergangenheit weit weniger Aufmerksamkeit gefunden.

In der theologischen Grundlegung, die in der Liturgiekonstitution sehr bewusst den eher praktischen Reformanweisungen vorangestellt ist, wird die Liturgie als Feier des Pascha-Mysteriums Christi herausgestellt (vgl. SC 6 u. ö.). So sehr Liturgie immer Selbstvollzug der Kirche ist, so geht es doch in der Liturgie nicht primär um die Kirche, sondern um die Feier des Christusereignisses mit seinem Höhepunkt in Tod und Auferstehung des Herrn. Dabei ist zu beachten, dass nach der Überzeugung des Zweiten Vatikanischen Konzils nicht nur die Eucharistie, sondern alle liturgischen Feiern Vollzug des Pascha-Mysteriums sind.<sup>14</sup> Ohne das, was mit diesem Begriff gemeint ist, verfehlt man das tiefere Reformanliegen des Konzils.

Denn von der christologischen Sinnspitze der Liturgie her ist offensichtlich, dass die Liturgiereform kein Selbstzweck ist, der sich mit formalen Verbesserungen zufrieden geben könnte. Die Liturgiereform kommt erst dort an ihr Ziel, wo sie zu einer liturgischen Erneuerung beiträgt, die – wie das gesamte Bemühen des Zweiten Vatikanischen Konzils – darauf ausgerichtet ist, „das christliche Leben unter den Gläubigen mehr und mehr zu vertiefen“ (SC 1).

Treffend hat schon die erste Instruktion zur Ausführung der Liturgiekonstitution im Jahr 1964 herausgestellt, dass es nicht darum gehe, „bloß liturgische Formen und Formeln zu ändern.“<sup>15</sup> Die Liturgiekonstitution wolle „vielmehr jene Erziehung der Gläubigen und

jene Seelsorge fördern, für welche die heilige Liturgie ‚Gipfel und Quelle‘ ist“. Dann aber ergänzt die Instruktion einen Satz, der bleibend gültig ist: „Der eigentliche Sinn dieser Seelsorge, welche die Liturgie zur Mitte hat, besteht darin, dass das Leben geprägt wird vom Pascha-Mysterium“.<sup>16</sup>

Wer sich auf das Zweite Vatikanische Konzil und seine Liturgiekonstitution als einen bleibenden Maßstab für das gottesdienstliche Leben der Kirche auch am Anfang des 21. Jahrhunderts berufen will, darf tatsächlich nicht nur von der tätigen Teilnahme aller Gläubigen sprechen, sondern findet im Pascha-Mysterium ein inneres Kriterium für den angemessenen Gottesdienst heute. Katholische Liturgie muss sich daran messen lassen, wie sehr sie durchsichtig auf Christus und sein Erlösungsmysterium ist. Lebendige Feier des Gottesdienstes zeigt ihre wahre Fruchtbarkeit weder in einer oberflächlich guten Stimmung, noch in einer formalistischen Objektivität, sondern darin, dass sie zur Prägung des christlichen Lebens durch das Pascha-Mysterium beiträgt.

Es ist evident, dass damit alle Formen von Gottesdienst problematisch werden, in denen man den Eindruck hat, eine Gemeinde oder eine Gruppe, ein Kleriker oder auch die kirchliche Hierarchie feiere sich selbst. Liturgie wird hier für sekundäre Zwecke instrumentalisiert und theologisch flach und banal. Problematisch aber sind auch Gottesdienste, in denen alles korrekt vollzogen wird, aber über die Sorge um die richtige Form und die Demonstration der eigenen Rechtgläubigkeit die Christozentrik des Gottesdienstes aus dem Blick verloren wird.

#### **4. Pascha-Mysterium als Kriterium katholischer Weite der Liturgie**

Gottesdienstliche Vielfalt in grundlegender Einheit und erfahrbare Einheit in lebendiger Vielfalt müssen in der kommenden Phase der Erneuerung ein Anliegen aller sein, denen der Glaube und das Glaubensleben der Men-

schen unserer Zeit wichtig sind. Dazu werden auch weiterhin kirchliche Regelwerke und die Pflege und Weiterentwicklung liturgischer Normen, Ordnungen und Bücher notwendig und hoffentlich hilfreich sein. Ängstliche Enge wird aber genauso wenig weiterhelfen wie oberflächliche Grenzenlosigkeit. Wir müssen spirituell und liturgisch tiefer gründen in dem, was im Gottesdienst gefeiert wird, im Pascha-Mysterium Christi.

Nun gehört es zu den Grenzen unseres menschlichen Handelns, dass wir das Entscheidende oftmals schlecht messen können. Wir können Rechenschaft geben, ob rubrikengemäß gefeiert wird, und haben einen gewissen Eindruck, ob die versammelte Gemeinde aufmerksam und lebendig teilnimmt. Diese Kriterien beziehen sich allerdings allein auf das Äußere und können deshalb auch äußerlich bleiben. Das entscheidende Kriterium für die Authentizität katholischer Liturgie ist aber nicht die formale Gestalt, sondern ob in dem, was hier sinnfällig erfahrbar gefeiert wird, das Christuseignis selbst und vor allem sein Tod und seine Auferstehung die Mitte sind. Anders gesagt: Die katholische Weite der Liturgie lebt von ihrer geistlichen Tiefe. Der Grund jeder liturgischen Feier im Pascha-Mysterium muss prägend sein. Das ist eine Herausforderung für jeden Einzelnen und jede FeiERGemeinschaft. Pascha-Mysterium darf also nicht zum Kampfbegriff werden, um andere zu beurteilen oder gar ihr Tun zu verurteilen. Vielmehr ist für jede christliche Gruppe und FeiERGemeinschaft die entscheidende Frage: Wie müssen wir selbst feiern, damit unser Gottesdienst und unser Leben vom Pascha-Mysterium Christi geprägt werden? Wo diese gemeinsame Ausrichtung auf das Pascha-Mysterium bewusst bleibt, da können wir gelassen und dankbar sein, wenn dies in einer großen Gestalt- und Formenvielfalt geschieht. Wo die Ausrichtung auf das Pascha-Mysterium Christi unstrittig ist, kann man sich auch freuen, dass andere Mitchristen andere Ausdrucksformen gefunden haben, auch wenn diese nicht die eigenen Ausdrucksformen sind und vielleicht auch niemals werden.

Solche Variationen in der Feier desselben Pascha-Mysteriums hat es schon immer zwischen den großen katholischen Riten gegeben. Papst Benedikt XVI. hat darüber hinaus die Variationen zwischen der ordentlichen und außerordentlichen Form des römischen Ritus legitimiert. Kulturell bedingte Variationen darf es weiterhin zwischen den liturgischen Ordnungen in den verschiedenen Sprachen geben. Auch Variationen zwischen der Werktagsmesse im kleinen Kreis und dem zentralen Sonntagsgottesdienst einer Pfarrgemeinde, zwischen monastischem Stundengebet und jugendgemäßer Tagzeitenliturgie, zwischen klassischer Polyphonie und dem deutschen Kirchenlied zerstören nicht die Einheit im Glauben. Alle diese Variationen sind auf ihre Weise ein Beitrag dazu, dass möglichst viele in der Gemeinschaft der Kirche das feiern und erfahren können, was die eigentliche Mitte der Liturgie ist und bleiben muss: die Gegenwart des Herrn mit seiner Hingabe am Kreuz und seinem Sieg in der Auferstehung. Alle diese Variationen ermöglichen eine Einheit, die gerade nicht durch uniforme Einheitlichkeit vorschnell ausgrenzt, sondern die Vielfalt der Mentalitäten und legitimen Glaubensbiographien zusammenhalten kann.

Die inhaltliche Ausrichtung auf das Pascha-Mysterium verleiht der Liturgie auch selbst eine umfassende Weite. Weil Liturgie Feier des Pascha-Mysteriums ist, blendet sie nicht die dunklen Seiten des Lebens aus, sondern kann das Mitleid mit den Leidenden und die Angst vor dem Scheitern, dem Unrecht und dem Tod integrieren. Weil Liturgie Feier des Pascha-Mysteriums ist, verdoppelt sie im Gegenzug aber auch nicht die Trostlosigkeit dieser Welt, sondern schenkt den Ohnmächtigen Hoffnung und eröffnet den Verzweifelnden eine neue Perspektive. Weil Liturgie Feier des Pascha-Mysteriums ist, reduziert sie das Heil nicht auf die Stunde des Gottesdienstes, sondern umgreift sie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wo Liturgie gefeiert wird, geht es deshalb nie nur um etwas, sondern immer um alles. Wo Liturgie gefeiert wird, weitet sich deshalb die kleine

Welt unseres Lebens in die Unendlichkeit Gottes. Wo Liturgie gefeiert wird, ist deshalb ein Horizont eröffnet, in dem alles in neuem Licht erscheint.

Nimmt man das ernst, dann meint katholische Weite die beständige Ausrichtung auf das Pascha-Mysterium Christi als die Mitte, der sich alles unterzuordnen hat. Darauf hat die Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* aufmerksam gemacht. Dieser Impuls ist längst nicht ausgeschöpft. Er bleibt aktuell und muss lebendig bleiben, auch in den nächsten 50 Jahren.<sup>17</sup>

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> *Theodor Klauser*, Kleine Abendländische Liturgiegeschichte. Bericht und Besinnung. Bonn 1965, 117.
- <sup>2</sup> Vgl. dazu *Peter Pfister (Hrsg.)*, Für das Leben der Welt. Der Eucharistische Weltkongress 1960 in München. Redaktion: *Guido Treffler* (Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising 14). Regensburg 2010; *Franz Xaver Bischof*, München als Treffpunkt der Kirche. Der 37. Eucharistische Weltkongress 1960, in: *MThZ* 62 (2011) 101-118.
- <sup>3</sup> Vgl. *Karl Rahner*, Über eine theologische Grundinterpretation des II. Vatikanischen Konzils, in: *ZkTh* 101 (1979) 290-299, hier zit. nach *ders.*, *Schriften zur Theologie*. Bd. 14. In *Sorge um die Kirche*, bearb. von *Paul Imhof*. Zürich – Einsiedeln – Köln 1980, 287-302.
- <sup>4</sup> Vgl. mit weiterführender Literatur *Winfried Haunerland*, *Participatio actiosa*. Programmwort liturgischer Erneuerung, in: *IKaZ* 38 (2009) 585-595.
- <sup>5</sup> Vgl. *Winfried Haunerland*, *Lingua vernacula*. Zur Sprache der Liturgie nach dem II. Vatikanum, in: *LJ* 42 (1992) 219-238, hier 220.
- <sup>6</sup> Vgl. *Klaus Schatz*, Art. „Ritenstreit“, in: *LThK3* 8 (1999) 1202 f.
- <sup>7</sup> Vgl. *Winfried Haunerland*, *Tätige Teilnahme aller*. Liturgiereform und kirchliche Subjektwerdung, in: *StdZ231* (2013) 381-392.

- <sup>8</sup> Vgl. Der neue Meßritus im Zaire. Ein Beispiel kontextueller Liturgie (Theologie der Dritten Welt 18). Freiburg – Basel – Wien 1993.
- <sup>9</sup> Vgl. Instruktion *Varietates legitimae* vom 25.01.1994 (VApS114); Instruktion *Liturgiam authenticam* vom 28.03.2001 (VApS154).
- <sup>10</sup> Vgl. Instruktion *Redemptionis sacramentum* vom 25.03.2004 (VApS164).
- <sup>11</sup> Vgl. dazu die Auseinandersetzungen um eine angemessene Liturgiesprache, die sich an der zweiten authentischen Ausgabe des Buches „Die kirchliche Begräbnisfeier“ von 2009 entzündete; dazu etwa „... Ohren der Barmherzigkeit“. Über angemessene Gebetsprache, hrsg. v. *Benedikt Kranemann/Stephan Wahle*. Freiburg – Basel – Wien 2011.
- <sup>12</sup> *Joseph Kardinal Ratzinger*, 40 Jahre Konstitution über die Heilige Liturgie. Rückblick und Vorblick, in: LJ 53 (2003) 209–221, hier 213.
- <sup>13</sup> Ebd.
- <sup>14</sup> Es dürfte signifikant sein, dass erst jetzt – fast 50 Jahren nach Verabschiedung der Liturgiekonstitution – zumindest im deutschen Sprachgebiet erstmals monografisch über das Pascha-Mysterium gehandelt wird. Vgl. zur Sache etwa *Winfried Haunerland*, Mysterium paschale. Schlüsselbegriff liturgiethnologischer Erneuerung, in: *George Augustin/Kurt Koch (Hg.)*, Liturgie als Mitte des christlichen Lebens (Theologie im Dialog 7). Freiburg – Basel – Wien 2012, 189–209; ders., Erneuerung aus dem Paschamysterium. Zur heilsgeschichtlichen Leitidee der Liturgiekonstitution, in: *IKaZ* 41 (2012) 616–625.
- <sup>15</sup> Instruktion *Inter oecumenici* vom 26.09.1964, Nr. 5 (EDIL/DEL 203).
- <sup>16</sup> Instruktion *Inter oecumenici*, Nr. 6 (EDIL/DEL 204).
- <sup>17</sup> Der Text geht zurück auf einen Vortrag beim Festakt, den die Deutschen Bischofskonferenz am 8. Juni 2013 im Rahmen des Nationalen Eucharistischen Kongresses in Köln zum 50-jährigen Jubiläum der Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* des Zweiten Vatikanischen Konzils veranstaltet hat.

Marcel Albert

## Zur Physiognomie des Christentums in NRW

Kirchen in den römischen Provinzen Germania superior und inferior erwähnt schon Irenäus von Lyon (Adv. haer. I, 10, 2). Im Jahre 313 nahm der Kölner Bischof Maternus an einer Synode in Rom teil. Seitdem sind 1700 Jahre vergangen. Heute sind etwa 70% der Menschen in Nordrhein-Westfalen Christen. Davon gehörten im Jahr 2007 42% der katholischen und 28% der evangelischen Kirche an. Für sie existieren die fünf katholischen Bistümer Aachen, Essen, Köln, Münster und Paderborn sowie die drei evangelischen Landeskirchen im Rheinland, in Westfalen und in Lippe. Der Anfang Mai 2013 erschiene Atlas „1700 Jahre Christentum in Nordrhein-Westfalen“ dokumentiert, wie diese Strukturen entstanden sind und wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte verändert haben. Er macht deutlich, dass die Geschichte des Bindestrichlands Nordrhein-Westfalen mehr ist als Industriegeschichte, mehr ist als eine Saga von Kohle und Stahl. Überall im Land stehen alte Kirchen und Klöster, die an dessen christliche Geschichte erinnern. Der Kölner Dom ist das bekannteste Gebäude Deutschlands und mit jährlich sechs Millionen Besuchern die am meisten besuchte Sehenswürdigkeit der Bundesrepublik. Das Christentum ist in Nordrhein-Westfalen aber nicht nur sorgfältig konservierte Geschichte, sondern lebendiger Teil der Gegenwart. Fast siebzig Jahre nach der Gründung dieses Bundeslandes kann man sagen: So wie sich die Menschen in diesem Land etwa von den Friesen oder Bayern unterscheiden, so besitzt auch das Christentum an Rhein und Ruhr eine eigene Prägung. Das

soll im Folgenden an vier charakteristischen Punkten kurz erläutert und sozusagen eine Physiognomie des Christentums in NRW entworfen werden.

## Ökumene

Nordrhein-Westfalen besitzt eine lange Tradition des Zusammenlebens der Konfessionen. Die Anfänge waren jedoch sehr schwierig. Die Kölner Theologische Fakultät verurteilte als eine der ersten schon 1519 die Lehre Martin Luthers. Bald darauf kam es vereinzelt zu Ausbrüchen exzessiver Gewalt. 1529 wurden in der Reichsstadt Köln zwei protestantische Theologen hingerichtet, 1536 in Münster die Hauptverantwortlichen für den Versuch, ein Wiedertäuferreich zu errichten. Parallel dazu aber gab es im Erzbistum Köln und im Herzogtum Jülich-Kleve-Berg Bemühungen, die Reformanliegen Luthers ernst zu nehmen und die alte Kirche vorsichtig zu erneuern. Erst im Gefolge des Konzils von Trient erfolgten eine zunehmende Verhärtung der Fronten und eine klare Abgrenzung der Konfessionen. Dafür steht, dass die Jesuiten ihre erste deutsche Niederlassung 1544 in Köln errichteten. Nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 setzte sich der Grundsatz: „cuius regio, eius religio“ auch im Rheinland und in Westfalen weitgehend durch. Am Ende des 18. Jahrhunderts war z. B. fast die gesamte Bevölkerung in den weltlichen Territorien der Fürstbistümer Köln, Münster und Paderborn sowie in den Reichsstädten Aachen und Köln katholisch, im Fürstentum Lippe dagegen protestantisch. Es gab aber auch konfessionell gemischte Territorien. In der evangelischen Reichsstadt Dortmund bestanden vier lutherische und zwei katholische Pfarreien. Besonders komplex war die Lage im Herzogtum Berg. Der katholische Landesherr hatte den Lutheranern und Calvinisten freie Religionsausübung zugesichert. Das galt auch für die bergische Hauptstadt Düsseldorf. Dort gab es neben der katholischen Pfarrei St. Lambertus auch Kirchen für die Reformierten und die Lutheraner. Außer-

dem bestanden im Rheinland und in Westfalen 19 Kanoniker- bzw. Kanonissenstiften, denen sowohl protestantische wie katholische Mitglieder angehörten. Ihr Zusammenleben erforderte präzise Absprachen. Wie eng Christen unterschiedlichster Konfessionen heute in Nordrhein-Westfalen zusammenleben, zeigt das Beispiel des Wuppertaler Stadtteils Elberfeld mit derzeit 39 christlichen Gottesdienststätten.

## Frauen

Im Zeichen des Christentums stand in Nordrhein-Westfalen auch die Geschichte der Frauen. Seit dem Mittelalter eröffnete diesen der Weg in ein Stift oder Kloster die Möglichkeit, Führungsaufgaben zu übernehmen. Die Fürstabtissinnen von Burtscheid, Essen und Elten am Niederrhein standen nicht nur ihren Gemeinschaften vor, sondern waren zugleich Landesherrinnen. So bemühte sich etwa die letzte Essener Fürstabtissin vor der Säkularisation, Maria Kunigunde von Sachsen, um eine moderne Reform der Justiz, verbesserte durch Straßenbau die Infrastruktur ihres Landes und beteiligte sich am Bergbau. Im 19. Jahrhundert waren es zuerst Frauen, die aus christlicher Überzeugung die Erneuerung von Caritas, Diakonie und Ordensleben trugen. Zu nennen wären katholischerseits Maria Alberti in Münster, Pauline von Mallinckrodt in Paderborn und Franziska Schervier in Aachen, evangelischerseits Friederike und Caroline Fliedner, die gemeinsam mit Theodor Fliedner die Kaiserswerther Diakonie aufbauten. Im 20. Jahrhundert verfasste Edith Stein als Kölner Karmeliterin mit ihrer Studie „Kreuzeswissenschaft“ ein überragendes, aber unvollendet gebliebenes theologisches Werk. Die evangelische Theologin Dorothee Sölle in Köln und die damals noch katholische Theologin Uta Ranke-Heinemann in Essen erreichten ein Publikum weit über die Fachwelt hinaus, gerieten aber mit ihren Kirchen in Konflikt. 1985 errichtete die Katholisch-Theologische Fakultät in Münster eine Arbeitsstelle „Feministische Theologie“. All das blieb nicht folgenlos. Seit

2012 steht in der Westfälischen Landeskirche mit Annette Kurschus erstmals eine Frau an der Spitze einer Kirche in NRW.

## Theologie

In der dichten Forschungs- und Wissenschaftslandschaft Nordrhein-Westfalens nimmt die Theologie einen hervorragenden Platz ein. Unter den Lehrenden der theologischen Ausbildungsstätten im Land befanden und befinden sich zum Teil überaus prominente Persönlichkeiten. Zuerst muss genannt werden Joseph Ratzinger, der von 1959 bis 1966 als Professor der katholischen Theologie zunächst in Bonn und dann in Münster wirkte. Joseph Höffner unterrichtete von 1951 bis 1962 in Münster Christliche Gesellschaftslehre. Der Paderborner Privatdozent Eugen Drewermann erlangte hohe Bekanntheit. Zu den bekanntesten Theologen der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Bonn gehörten Helmut Gollwitzer und Jürgen Moltmann. Moltmann hatte zuvor an der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal doziert, die in der Tradition der Bekennenden Kirche steht. Außerordentliche Bedeutung erlangte das „Institut für Gesellschaftswissenschaften“ der Dominikaner in Walberberg bei Bonn. Patres wie Eberhard Welty und Basilius Streithofen prägten die Sozialpolitik der Bundesrepublik Deutschland.

## Soziale Verantwortung

Damit schlossen die Dominikaner eng an eine im Rheinland und in Westfalen fest verwurzelte Tradition kirchlichen Interesses für soziale Fragen an. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gründete der Kölner Priester Adolph Kolping Gesellenvereine, aus denen sich später das Kolpingwerk entwickelte. Das Rheinland und Westfalen wurden zu Kernregionen der Christlichen Gewerkschaftsbewegung. Christliche Gewerkschafter spielten im Widerstand gegen den Nationalsozialismus und bei dem demokratischen Neuanfang in der Bundesrepublik eine wichtige

Rolle. Christen beider Konfessionen legen Wert darauf, sich nicht nur auf der Ebene von Theorie, Politik und Gewerkschaftsarbeit für die Menschen in unserer Gesellschaft einzusetzen. Im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte errichteten sie ein fast flächendeckendes Netz kirchlicher Krankenhäuser. Heute befinden sich 75% der circa 400 Krankenhäuser in Nordrhein-Westfalen in kirchlicher Trägerschaft. Kennzeichnend für das weit über die Landesgrenzen hinausblickende soziale Verantwortungsbewusstsein der nordrhein-westfälischen Katholiken ist auch, dass das 1958 gegründete Bischöfliche Hilfswerk Misereor „gegen Hunger und Krankheit in der Welt“ seinen Sitz in Aachen nahm.

## Resümee

Nach dem Zweiten Weltkrieg fanden in der Bundesrepublik Deutschland insgesamt 60 Kirchen- und Katholikentage statt, 13 davon Nordrhein-Westfalen. Auch damit erweist sich Nordrhein-Westfalen als eines der christlichen Kerngebiete Deutschlands. Die rheinisch-westfälischen Christen können in das kirchliche Leben Deutschlands besondere Erfahrungen und ihr eigenes Profil einbringen. Für unsere pluralistische Gesellschaft geradezu entscheidend ist ihre Kompetenz im Zusammenleben unterschiedlicher Glaubensüberzeugungen und -weisen. Dem spezifischen Beitrag der Frauen hat das Christentum wesentliche Impulse zu verdanken. Auf der in einer modernen Gesellschaft außerordentlich wichtigen Ebene von Forschung und Lehre ist die Theologie in Nordrhein-Westfalen gut aufgestellt. Unverzichtbar bleibt in Nordrhein-Westfalen der Beitrag der Kirchen im caritativen und sozialen Bereich. Die Christen an Rhein und Ruhr sind sich ihrer Verantwortung auch im Zeitalter der Globalisierung sehr bewusst. Ihre aus dem christlichen Glauben entwickelte Forderung nach Solidarität, Subsidiarität und Personalität ist weiterhin aktuell. Aber auch nach 1700 Jahren dürfen sich die Christen nicht mit dem Erreichten begnügen. Der

evangelische Kirchentag in Köln 2007 stand unter Motto: „lebendig und kräftig und schärfer“. Das wäre auch ein gutes Zukunftsmotto für das Christentum in Nordrhein-Westfalen.

Weitere Informationen: Erwin Gatz – Marcel Albert (Hrsg.), 1700 Jahre Christentum in Nordrhein-Westfalen. Ein Atlas zur Kirchengeschichte, Regensburg: Schnell und Steiner, 2013. – 192 S. – ISBN 978-3-7954-2709-2. – Euro 39,95.

Elmar Trapp

# Altenheimseelsorge

## Last oder bereichernde Vielfalt?

---

### 1. Last oder Auftrag – wozu soll Altenheimseelsorge dienen?

Man kommt sich ja heutzutage wie ein „pastoraler Paradiesvogel“ vor, wenn man sich für intensivere Seelsorge in unseren Altenheimen einsetzt. Alle anderen Themen, Fragen und Konzepte der Pastoral in den heutigen „Großgemeinden“ sind erst mal gesetzt und vermeintlich wichtiger.<sup>1</sup> In den aktuellen Pastorkonzepten kommen Altenheime eher rudimentär vor.

Sich einmal vorzustellen, wie es einem ergeht, wenn man selber hilfs- und pflegebedürftig sein wird, ist eine besonders delicate und herausfordernde, aber ein in diesem Zusammenhang weiterführender Gedanke.<sup>2</sup> Manchen der zu Betreuenden gelingt ein Einleben in einer stationären Einrichtung mit Hilfe der Seelsorge besser, nicht nur bei entsprechender biografischer Prägung.

Altenheimseelsorge soll dem Leben der Menschen dienen, sagt man. Sie soll die Würde des Menschen in Blick nehmen. Altenheime sind insofern eine der (letzten) Orte, an denen über die Würde des Menschen entschieden wird. Da, wo jemand seine im Laufe der Zeit erworbene und erlernte Selbständigkeit sukzessive aufgeben muss, entscheidet sich im Umgang mit diesem, nun gebrechlich geworden Menschen, wie mit dessen Würde umgegangen wird.<sup>3</sup>

Von Mutter Theresa wird auf die Frage, was sie eigentlich in ihren Sterbehäusern beabsichtige, folgender Satz überliefert: *„Ich möchte jedem das Gefühl geben, willkommen zu sein.“*<sup>4</sup>

Welches Gefühl vermitteln wir demjenigen, der in eine unserer Einrichtungen zieht?

Im Grundsatz gilt: Altenheimseelsorge soll ihren Beitrag dazu leisten, dass das Leben der Menschen (auch im Altenheim) „um Gottes willen“ gelingen kann<sup>5</sup>, dass der Mensch unter Gottes Augen selber Subjekt bleiben und seiner eigentliche Berufung gerecht werden kann.<sup>6</sup>

Deswegen beschäftigt sich „Altenheimseelsorge“ ganz „profan“ mit real existierenden Pflegedimensionen und mit manchen Unausweichlichkeiten in stationären Einrichtungen. Dazu sind als Zielgruppen nicht nur die dort Lebenden, sondern genauso die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Angehörige, Ehrenamtliche, die Welten der Pflegeversicherung, die Qualitätssicherung, diverse Kontrollinstanzen, die Ärzte, die Dokumentation, ethische Grenzfragen und Vieles mehr in den Blick zu nehmen. Konkret im Kontakt mit den dort Lebenden, im Dabeisein, im Agieren, aber auch in der Haltung entscheidet sich, was wir im letzten mit umfassender „Seelsorge“<sup>7</sup> bezeichnen.

## **2. Anknüpfungspunkte – Alte und neue Bilder von Altenheimseelsorge**

Noch gibt es sie: die Ordensschwester, die das Bild der Seelsorge in unseren (katholischen) Einrichtungen prägen. Es sind aber nicht nur die indischen Pflege- und Seelsorgs-Mitarbeiterinnen, die mit ihrem Lächeln und ihrem Engagement die Wohnbereiche seelsorglich (mit) gestalten.<sup>8</sup> Quasi „von außen“ kommen hauptamtliche Seelsorge-Dienste punktuell zu Gottesdiensten, manche sogar zu Einzelbesuchen und zur Sakramenten-Spendung in die Einrichtung. Dies geschieht in der Regel, ohne dass diese Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Pastoral allzu viel von den einzelnen Menschen, die sie besuchen und deren Biografien wissen. Für den Alltag prägend sind inzwischen genauso sich im Pensionsalter befindende Seelsorge-Kolleginnen und -Kollegen, die in einem Heim ihren Altersruhesitz gewählt haben und sich dort (noch) engagieren.<sup>9</sup> Atmosphärisch wird das Bild von

Seelsorge im Ablauf immer noch partiell vom christlichen Jahreskreis und dem damit verbundenen Festkalender, im Privat-Raum von vielen christlichen Symbolen, Heiligenbildern und Statuen (auch und gerade in den Bewohner-Zimmern) geprägt, zudem öffentlich von vielen sogenannten Abschiedsecken in den Eingangsbereichen der Häuser. Auch bei den sog. „freien“ Trägern gibt es hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter z.B. im Pflege- wie im sozialen Dienst, die ihren persönlichen Glauben mit den Bewohnerinnen und Bewohnern teilen, die z.B. im Stillen ein Gebet mit dem Bewohner sprechen oder singen. All das wird aber nicht zwingend im Kolleginnenkreis kommuniziert oder in einer Qualitätsrichtlinie bzw. den Dokumentationen des Trägers festgehalten.<sup>10</sup>

Besuchsdienste gehören vielfach zum festen und selbstverständlichen Angebotssegment einer Einrichtung. Genauso gibt es Einrichtungen, die aus unterschiedlichsten Gründen lieber ganz auf ehrenamtliche Hilfen verzichten. Seit ein paar Jahren werden die sog. „Begleiterinnen und Begleiter in der Seelsorge“<sup>11</sup> qualifiziert und begleitet, die als hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, seelsorgliche Aufgaben im Rahmen ihres Dienstes mit übernehmen und für eine christliche Atmosphäre sorgen sollen, z.B. dabei helfen, dass christliche bzw. katholische Rituale begangen werden, dass z.B. der Bewohner oder die Bewohnerin beim zu Bettgehen „wohlbehütet“ mit einem Gebet auf den Lippen einschlafen kann, dass auf unterschiedlichste Art und Weise (im Zusammenspiel mit den Kirchengemeinden) Seelsorge möglich wird.

## **3. Herausforderungen – veränderte Profile**

Dass sich die Bedingungen der stationären Altenhilfe verändern, kann man an einem Beispiel festmachen: Altenheime in Innenstadtnähe einer Großstadt warben früher immer gerne damit, dass noch sogenannte „fitte“ Bewohner (und eigenständig!) das vielfältige kulturelle Angebot vor Ort<sup>12</sup> nut-

zen können. Das ist in dieser Intensität wohl nicht mehr möglich: Bewohnerinnen und Bewohner kommen immer später, z. T. multimorbide ins Heim. Die durchschnittliche Verweildauer wird kürzer.

Mit der überprüfbaren Qualität der Pflege in unserem Land, den permanent zu überprüfenden Standards und der allzeit greifbaren Angst vor Missständen in der Pflege – das ständige Damoklesschwert des vor der Türe „lauernden“ MDKs<sup>13</sup> ist nur ein Zeichen dieser Lage – wächst auch der Druck auf die Rahmenbedingungen all derjenigen, die für das seelische Wohl der Bewohnerinnen und Bewohner zuständig sein sollen. Die real existierenden kirchlichen Umstände, konkret die größeren pastoralen Räume und Großgemeinden tragen weiterhin zu einer größeren Unsicherheit bei. Alte, schon vielfach erprobte Kontakte, Orte und Wege werden für die Gemeindeglieder nicht mehr selbstverständlich nutzbar.<sup>14</sup> – D.h. mit den systemischen Rahmenbedingungen der Altenhilfe verändert sich in dem Zuge das Gesicht der Altenheimseelsorge. An einer Neu-Konzeptionierung, an einer größeren, interdisziplinären Vernetzung und einer Qualitätsdebatte von Seelsorge überhaupt – im Rahmen von anderen Qualitätsparametern – kommt Seelsorge deswegen nicht vorbei: Folgende Fragen sind hierfür u.a. zu stellen:

- Für wen ist Altenheimseelsorge da? Nur für die katholischen Häuser? Für welche Bewohnerinnen und Bewohner; auch für die Angehörigen?
- Was kann Altenheimseelsorge leisten? Und was kann sie definitiv nicht?
- Welche Angebote sind zielgruppenorientiert überhaupt sinnvoll?<sup>15</sup> Wie überprüfe ich diese?
- Welche Ressourcen stehen zur Verfügung?
- Wer darf sich überhaupt „Seelsorger(in)“ nennen?
- Wer bezahlt sie?
- Wer hat die Dienstaufsicht und/oder die Fachaufsicht?

#### **4. Verschiedene Aufträge – ein gemeinsamer Seelsorgeauftrag und ein christliches Menschenbild**

Seelsorge ist insofern ein „Gemeinschaftswerk“ diverser christlich motivierter Handelnder, als eine Einrichtung längst nicht mehr darauf warten kann, „dass der Pastor vorbeikommt“. Die christlich fundierte Begleitung eines Sterbenden erfährt nicht erst ihre Berechtigung durch die (sich anschließende) sakramentale Handauflegung des Priesters. Vielmehr: Die *wirklich* seelsorglichen Talente und Charismen gilt es schon vorher zu nutzen.<sup>16</sup> Den Bewohnerinnen und Bewohnern als persönliches Engagement das Beten (im Sinne des Lobes, Dankens, Bittens, aber *auch* des Klagen) nahezubringen, ist eine Möglichkeit. Ihnen eine konkrete Beteiligung in der Alltagsgestaltung zu bieten<sup>17</sup> eine andere. Das alles soll nicht als „billige Vertröstung“ für diejenigen dienen, welche sich darüber beklagen, dass sie, gemessen an ihrer sonstigen Lebensleistung selber inzwischen nur noch wenig „ausrichten“ können. *Ein christliches Menschenbild* heißt in dem Kontext, im Reden und Handeln zu zeigen, trotz allem (d.h. trotz alle Einschränkungen) als Mensch einmalig und unverwechselbar zu sein als eine Einheit von Seele, Leib und Geist. *Ein christliches Menschenbild* hat im Blick, dass jeder Mensch nach Sinn, Deutungs- und Interpretationszusammenhängen sucht, auf die Gemeinschaft und das Sich-selber-Übersteigen (die Transzendenz) angewiesen ist. Die christlichen Antworten sind dazu ein möglicher Ansatz unter den im Angebotsmarkt sich befindenden Weltanschauungsmodellen.<sup>18</sup>

#### **5. Eckpunkte: Religiöse Bedürfnisse (pflegebedürftiger) älterer Menschen**

Unser Seelsorge-Auftrag berücksichtigt hauptsächlich die sogenannten „religiösen Bedürfnissen“<sup>19</sup> unserer primären Zielgruppe, der Bewohnerinnen und Bewohner:

Da ist – trotz aller Aporien – die Suche nach Sinn, Zweck und Hoffnung für das eigene Leben zu nennen. Da ist für viele die Perspektive, Altern und Tod nicht als den absoluten Tiefpunkt, sondern als Vollendung des eigenen Lebens zu deuten.<sup>20</sup> Damit verbunden ist der Wunsch nach einer individuellen Vorbereitung auf Sterben und Tod. Gefragt ist generell die Unterstützung bei der Verarbeitung von Verlusten (gerade während und nach dem Umzug in eine Einrichtung), der Wunsch nach Kontinuität bei allen Neuanfängen, Abbrüchen und Krisen, die Bewahrung von Würde, Individualität und Selbstwertgefühl bei allen Kontingenzerfahrungen und Einschränkungen im Heimalltag. Zudem brauchen die Menschen Ermutigung, Fehler und Schuld aus der Vergangenheit vergeben, z. T. sich selber verzeihen zu können. Zuzusprechen wäre der Trost und die Gewissheit, dass wir alle per se (von Gott her) immer wieder Vergebung erfahren dürfen.

Schließlich ist ein immer wiederkehrendes religiöses Bedürfnis, eigene Fragen, Klagen und Zweifel ganz im Sinne der alttestamentlichen Figur des *Hiob* wahrzunehmen und sich für dieses Schuldeingeständnis überhaupt die Erlaubnis zu geben.<sup>21</sup> Seelsorgliche Begleitung bedeutet, sich gerade in all diesen verschiedenen Bedürfnislagen sachgerecht und kompetent einzufühlen dem Gegenüber in diesem Kontext ein adäquates, realistisches und zugleich ehrliches Beziehungsangebot (auf Zeit) zu machen.<sup>22</sup>

## 6. Ausdrucksformen von Seelsorge

a) *Eine andere Pflegequalität – d. h. die Zeit braucht mehr Pflege*

Die Abläufe in der Pflege einer Einrichtung sind standardisiert. Sie gehen um mit begrenzten Ressourcen, müssen effektiv gestaltet sein und in eine individuelle Pflegeplanung eingepasst werden. Wie können in diesem Rahmen Qualitätskriterien für Seelsorge entwickelt werden?<sup>23</sup> Sie muss einerseits als eine zu erbringende „Dienstleistung“

von uns als Kirche, trotz kirchlicher Aversionen gegenüber diesem Terminus, realistisch geplant und andererseits nicht ein „Sahnehäubchen“ für sonstige Dienste und Zuwendungen werden. Genauso sollte es selbstverständlicher Bestandteil von Pflege sein.<sup>24</sup> So können vermeintliche Routineaufgaben ein Vehikel für spirituelle Themen werden, dann z. B., wenn bei einer Grundpflege vom „Klienten“ die Anfrage geäußert wird, inwieweit mit alledem, was für den Bewohner/die Bewohnerin nicht mehr geht, umzugehen sei; dann nämlich, wenn den Fragen nach dem Sinn des Ganzen von einer Pflegekraft nicht ausgewichen wird. Es gibt sie, die Einrichtungsleiter(innen), welche gebetsmühenartig wiederholen: „*Was soll Pflege nicht auch noch leisten?*“ Oder: „*Das möchten wir uns aber anständig honorieren lassen.*“ Aber: Die Zeit braucht mehr Pflege<sup>25</sup> und das muss nicht immer noch mehr Zeit kosten. In der Altenpflege geht es nicht nur um praktische Hilfen bei der Bewältigung von Grundbedürfnissen (wie Essen und Trinken etc.). Eine wache Aufmerksamkeit hinterfragt gerade bei den Pflegenden die eigene Disposition, die „inneren“ Leit- und Zeit- Bilder, nutzt eigene, ganz individuelle Ressourcen und hilft dabei, etwas von den tatsächlichen und aktuellen Bedürfnissen der uns anvertrauten Menschen zu erspüren. Es mag so gelingen, neue Räume in der Seelsorge zu betreten und konkrete Anknüpfungspunkte für im Letzten geistliche Impulse und eine „Herzensbildung“ (vgl. Pestalozzi), eine „Pflege mit Herz“ zu finden.

b) *In öffentlichen Angeboten und individuellen Nischen*

Nicht nur bei seiner Visitation erwartet der (Weih-)Bischof in erster Linie, dass die „Gottesdienstversorgung“ für das kirchliche Altenheim gewährleistet ist. Gottesdienste mit vielen Beteiligten und größerer Außenwirkung in den Sozialraum sind in unseren Einrichtungen aber genauso anzustreben wie kleinere, übersichtlichere Bezugsgrößen (z.

B. auf dem Wohnbereich) und Einzelbesuche. Was aber ist mit all den katholischen und sonstigen sinnsuchenden Bewohnerinnen und Bewohnern, auch bei anderen Trägern und solchen, die nicht mehr (in zunehmender Pflegebedürftigkeit) in der Lage sind, an Angeboten für größere und kleinere Gruppen teilzunehmen. Auch hier ist eine umfassendere Sicht nötig.

Für manche mag der regelmäßige Gottesdienst als Angebot spiritueller ausreichend sein, andere bedürfen, gerade mit ihren individuellen Einschränkungen, einer sprichwörtlichen „Geh-hin-Pastoral“.<sup>26</sup> D.h. die pastoralen Angebote müssen verstärkt zu ihnen auf's Zimmer bzw. in den Wohnbereich kommen und auf sie zugeschnitten sein. Bei Angeboten für kleine Gruppen ist viel Kreativität möglich und nötig, frei nach dem biblischen Leitsatz „*Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind...*“ (Mt 18,20).<sup>27</sup>

### c) *Mit differenzierteren Perspektiven*

Dass über zwei Drittel der Heimbewohnerinnen und Heimbewohner inzwischen dementiell verändert sind, prägt nicht nur die stationäre Altenhilfe, sondern auch die Zugänge in unseren Kirchengemeinden und die Kommunikation vor Ort; sie verändert die Seelsorge-Landschaft insgesamt. Hinzu kommt die Erkenntnis, dass die überwiegende Mehrheit der Betroffenen (ca. 60 %) noch in der heimischen Wohnung bzw. im eigenen Haus betreut und versorgt wird. Begegnungsformen, Schulungen und (liturgische) Modelle werden nötig.<sup>28</sup> Dass der Glaube vielen Menschen inmitten aller Kontrollverluste noch eine wesentliche Stütze bietet, hat sich inzwischen rumgesprochen. Kirchlich-religiöse Abläufe vermitteln oft Sicherheit, Heimat und Geborgenheit. Eine einfühlsame Kommunikation setzt genau da an. Es kann in diesem Kontext tröstlich sein, dass wir Christen an einen Gott glauben, „der uns nicht vergisst, auch wenn wir alles vergessen“. Allerdings ist auch zu berücksichtigen, dass der Einsatz des christlichen Bekenntnisses gut überlegt und evaluiert werden

sollte. Es geht um Vergewisserung, Orientierung und Neuausrichtung. Deswegen sollen nun schließlich ein paar konkrete Ansprüche an Seelsorge formuliert werden.

## 7. Ansprüche an Seelsorge heute

### a) *Expertinnen und Experten gefragt*

Für Altenheimseelsorge werden nicht nur zunehmend hochqualifizierte Seelsorgerinnen und Seelsorger gefragt,<sup>29</sup> sondern auch Pflegekräfte, die sich auf ein wechselseitiges Lernen im interdisziplinären Kontext einlassen können. Nicht jeder Seelsorger/Priester, der noch zelebrieren kann, ist auch geeignet, adäquate Altenheimseelsorge zu leisten, d.h. auch Einzelkontakte zum veränderten Klientel zu pflegen. Oft ist die mögliche Betroffenheit der Protagonisten zu dicht bzw. zu beengend für einen sinnvollen Einsatz vor Ort. Grundkenntnisse und Kommunikationsfähigkeiten in Sachen Demenz sind heutzutage ebenso gefragt, wie eine persönliche Auseinandersetzung der Beteiligten mit den sensiblen Themen rund ums Loslassen, um Sterben, um Abschieds- und Trauerkultur.

### b) *Aktuelle, subjektive Lebensqualität und Biografien im Blick*

Beim Eintreten in ein Bewohner-Zimmer tun sich für den Besucher bzw. die Besucherin an den Wänden manche „Steigbügelhalter“, nämlich komplette Familiengeschichten und Stammbäume auf. Hier braucht es mitunter Übersetzungshilfen (nicht nur durch die Angehörigen und einen ausgefüllten Biografie-Bogen). Gerade auch die demenzkranken Bewohnerinnen können wir in das Erheben der individuellen Lebensgeschichten mit einbeziehen. Es geht da um ein differenziertes (nicht nur an den Defiziten, sondern auch an den Möglichkeiten orientiertes) Verständnis der Person:

Ein alter Mann, der im Vier-Augen-Gespräch vom Krieg Andeutungen macht, will noch nicht zwingend (auch nicht mit dem

Seelsorger) intensiver darüber sprechen. Nicht jeder Bewohner, in dessen „Biografie“ „regelmäßiger Kirchgänger“ zu lesen ist, möchte aktuell dort hin.

Genauso gilt: Die an Demenz erkrankte Frau, die (z.B. aufgrund ihrer akuten Verfassung) sich vormittags gegen das Angebot (z.B. den Gottesdienst) wehrt, freut sich dann doch von Herzen, wenn jemand mit ihr die vertrauten alten Gebete spricht und singt, auch wenn sie am selben Morgen noch ganz anders gestimmt war. Es geht im Pflege-Kontext immer wieder um die Sensibilität für (vergangene, aktuelle, künftige) Lebens-Pläne, Träume, Sehnsüchte, Enttäuschungen, Kränkungen, Verletzungen und um ganz viel Alltag im Hier und Jetzt. Im Rahmen von Seelsorge sind Situationen „reiner Absicht“ (Müller-Hergl) anzuzielen, nämlich ganz einfache, menschliche Begegnungen, gleichsam als Zeitinseln für die Betroffenen,<sup>30</sup> mit einem Angebot vertrauensvoller Nähe und in hoher Beziehungsqualität.

#### c) *Der „eine Herrgott“ und die vielen Gläubigen.*

Noch haben wir es in unseren Häusern mehrheitlich mit christlichen Weltanschauungen zu tun. Das wird sich in 20 Jahren massiv ändern. „Wir haben doch nur den einen „Herrgott“!“<sup>31</sup>, heißt es oft im Altenheimalltag. – „Wohl wahr“, kann man dann bestätigend kommentieren. Die Möglichkeiten der Ökumene gerade auch im interreligiösen Dialog, sind auch an unserem „Kirch-Ort Altenheim“ noch bei weitem nicht ausgeschöpft. Hier gilt es, schöpferisch und ohne (amtliche) Scheu auf die Schwester-Kirche zuzugehen und kleinere Projekte vor Ort zu entwickeln.

#### d) *Die prophetische Dimension von Seelsorge*

Seelsorge ist einerseits Teil des (Pflege-) Systems. Sie ist andererseits im Sinne der Würde des Menschen als kritisches Gegen-

über der Einrichtung gefragt, dann, wenn es um ein not-wendiges Korrektiv geht, wenn Menschen (erkennbar) nicht nur an ihrer eigenen Geschichte, sondern auch an den Strukturen des jeweiligen Trägers bzw. Hauses, z.B. an der mangelnden Versorgung und dem schlechten Essen im Rahmen von Einsparungen und Pflegeengpässen leiden.<sup>32</sup> Seelsorger haben sich demnach strukturell mit diversen Rahmenbedingungen und Prozessabläufen auseinander zusetzen, dann z.B. wenn Bewohner und Bewohnerinnen schlecht aufgeklärt oder in die Pflegeplanung nicht einbezogen werden.

#### e) *Ethik ist immer im Gepäck*

Immer wenn es um eine verantwortbare Praxis vor Ort geht, sind ethisch relevante Fragen zu stellen. Es geht dann um die klassische kantsche Auseinandersetzung des „Was soll ich tun?“ oder „Was ist gut und was ist weniger gut für den Menschen?“ In unserem christlichen Kontext sprechen wir da vom „Heil der Menschen“. Seelsorge macht sich zum Anwalt von solchen Fragen und mischt sich tatkräftig ein: Wie soll und kann verantwortlich (ganzheitlich) gepflegt werden? Wo macht eine medizinische Behandlungs-Fortführung ethisch wenig Sinn? Wie kann es interdisziplinär zum Interessenausgleich, zu einer Balance der verschiedenen Beteiligten (Bewohnerinnen, Mitarbeiterinnen, Leitung, MDK, Angehörige, Ehrenamtliche etc.) kommen? Welche Relevanz haben die vier bioethisch relevanten Prinzipien (Wohltun, Schaden vermeiden, Autonomie und Gerechtigkeit – nach Beauchamp-Childress) im konkret zu beleuchtenden Fall eines Bewohners bzw. einer Bewohnerin?<sup>33</sup>

## 8. Beispiele für konkrete Anknüpfungspunkte

a) Eine **Abschiedskultur** wird nicht erst dann sinnvoll und ethisch relevant, wenn sie in einem Qualitätshandbuch hinter-

legt ist. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden alltäglich neu herausgefordert, wieder einmal persönlich<sup>34</sup> von jemandem Abschied zu nehmen. Impliziert der Abschied von einem Verstorbenen im positiven Sinne dann professionelle Routine oder ist er jedes Mal von neuem belastend? Angemessene Formen einer Abschiedskultur und des Gedenkens können auch für lebende Bewohner ein Fingerzeig sein, sich vertrauensvoll auf den sogenannten „letzten Weg“ einzulassen. Kann ich Mitbewohnerinnen und -bewohner mit einem häufigen Tabu konfrontieren („Über das eigenen Sterben spricht man nicht.“), zugleich Angehörige stützen und begleiten und dabei den sterbenden Menschen einfühlsam nicht aus dem Blick verlieren?

- b) Als Dienstleistungs- und Pflege-Einrichtung in immer größeren pastoralen Strukturen zu überleben, quasi kirchlicherseits nicht unterzugehen, ist eine hohe Kunst. Damit das Engagement im Altenheim nicht ausschließlich als Belastung sondern auch als **Gabe für alle pastoral und hauptamtlich Tätigen** gesehen wird, muss eine Einrichtung als ein lebendiger und chancenreicher Baustein des Gemeindelebens bzw. in das dortige Pastorkonzept eingebaut werden. Dass Pfarr-Gemeinden die Räumlichkeiten des Altenheims als mögliche regelmäßige Veranstaltungsorte entdecken, ist ein erster Schritt in diese Richtung.
- c) In vielen Einrichtungen gibt es regelmäßige **Angehörigen-Treffen**. Da geht es um allerlei Organisatorisches, um Rechtliches, um Finanzielles und viele Abläufe in der Einrichtung. Wo kommt bei solchen Anlässen auch die Seele, sowie die Seel-Sorge mit ins Spiel? „Die Demenzerkrankung ist die Erkrankung der Angehörigen“, sagen Experten. Wenn die Angehörigen mit all Ihren Sorgen und Nöten auch im Rahmen unserer Kirchen und Pfarreien eine angemessene und beziehungsreiche Plattform finden, wird Kirche für Sie auf diesem Gebiet wieder glaubwürdiger.<sup>35</sup>

„Altenheimseelsorge – mehr als eine schöne Kapelle“, so lautete dieses Jahr der vielsagende Titel unseres diözesanen Altenheimseelsorgeforums in Köln. Altenheimseelsorge ist bunt, manchmal verwirrend bunt. Sie kann für meine Begriffe noch farbiger werden. „*Alles wirkliche Leben ist Begegnung.*“, sagt Martin Buber. Ich wünsche mir viele Menschen, die sich auf solche, wirkliche Begegnungen einlassen, die den „echten Kontakt“ (Erich Grend) vor die Funktion stellen.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Bei einem Treffen mit den Dechanten in Köln meinte ein leitender Pfarrer: „An Altenheimseelsorge habe ich keinen Spaß. Das können andere (z.B. Ehrenamtliche) machen...“
- <sup>2</sup> Bei einem Seminar Anfang des Jahres in Bochum mit Trägervertretern diverser caritativer Einrichtungen der ambulanten und stationären Altenhilfe habe ich folgende Frage zu Beginn in den Raum gestellt: Stellen Sie sich vor, wir befinden uns im Jahr 2033. Sie sind längst in Rente.... Sie haben lange mit Ihren Angehörigen Möglichkeiten für sich selber überlegt und abgewogen....Nun steht es für Sie persönlich an, in ein Altenheim zu ziehen. Sie finden tatsächlich bald einen Platz, durchaus in erreichbarer Nähe ihrer Angehörigen. Vor Ort angekommen fällt Ihnen das Einleben ungeheuer schwer. Und auf Gruppenangebote haben sie auch keine Lust ... Zumindest einen Wunsch konnten Sie beim Heimeinzug ganz persönlich formulieren und festhalten: Was würden Sie (Stand heute: 2013) für sich selbst möglicherweise an Wünschen in Sachen Seelsorge formulieren? Was würden Sie sich persönlich (neben dem, was sie im Haus noch gestalten können, z.B. Zimmer - Ausstattung etc.) an seelsorglicher Begleitung wünschen?
- <sup>3</sup> vgl. Rolf Zerfass, Lebensnerv Caritas. Helfer brauchen Rückhalt. Freiburg 1992, 161.
- <sup>4</sup> vgl. ebd. 62.
- <sup>5</sup> vgl. im Folgenden Peter Bromkamp, Altenheimseelsorge: Weitaus mehr als eine schöne Kapelle,

- in: Wachsen ein Leben lang. Altenheimseelsorge, Info Magazin in österreichischen Diözesen und der Diözese Bozen-Brixen, Jahr 7, Ausgabe 14, Oktober 2012, S. 3 -6, hier: S. 3.
- <sup>6</sup> vgl. Rolf Zerfass, Menschliche Seelsorge. Freiburg 1985, S. 79 ff – am Beispiel des Zöllners Zachäus in Lk 9, 1-12.
- <sup>7</sup> vgl. Elmar Trapp, Seelsorge – eine (andere) Pflegequalität?, in Pastoralblatt 10/2011, 300-306.
- <sup>8</sup> Bald sind es wahrscheinlich die spanischen Auszubildenden bzw. Pflegekräfte, die gerade aufgrund der Arbeitslosigkeit im eigenen Land u.a. in Köln angeworben und angestellt werden.
- <sup>9</sup> vgl. Philipp Müller, Wenn Pfarrer in Pension gehen, in Pastoralblatt Mai 5/2013, 131-138.
- <sup>10</sup> Auf die Frage wie die Mitarbeiterinnen sich von verstorbenen Bewohnerinnen und Bewohnern verabschieden, kommt zumeist die Antwort: Das „regelt“ jeder individuell ...
- <sup>11</sup> Der Kurs „Begleiter in der Seelsorge“, ursprünglich initiiert im Erzbistum Köln, wird inzwischen auch in anderen Bistümern erfolgreich umgesetzt – vgl. [www.altenheimseelsorge-koeln.de](http://www.altenheimseelsorge-koeln.de)
- <sup>12</sup> Ich habe da mehrerer Altenheime in Köln im Kopf, die auf Ihren Werbematerialien damit „angetreten“ sind.
- <sup>13</sup> Der MDK ist ein sozialmedizinischer Beratungs- und Begutachtungsdienst der gesetzlichen Kranken- und Pflegeversicherung.
- <sup>14</sup> vgl. im Folgenden Peter Bromkamp, S. 4.
- <sup>15</sup> Eine Schülerin im Fachseminar für Altenpflege erzählte mir neulich im Unterricht ganz überrascht, dass ein geweihter Priester nicht qua Amt wusste, wie er (auch im Gottesdienst) adäquat mit demenziell veränderten Bewohnern umzugehen habe.
- <sup>16</sup> Ich denke an eine „Gebetsgemeinschaft“ in einem Kölner Altenheim, in dem ich wöchentlich bin, wo sich, initiiert durch Bewohner ein „Gottesdienst in kleiner Runde“ mit dem Diakon der Gemeinde regelmäßig trifft.
- <sup>17</sup> ...nicht nur beim Kartoffelschälen...
- <sup>18</sup> vgl. Uta Rüpel in: Christel Ludewig, Pflege und Spiritualität. Ein ABC mit Texten, Ritualen und kleinen Übungen. Gütersloh 2008, 119 f.
- <sup>19</sup> vgl. Ev. Landeskirche in Württemberg, Handbuch für die Seelsorge in der Altenpflege.
- <sup>20</sup> P.M. Zulehner hat es mal (aktualisiert) auf den Punkt gebracht: Einst gab es eine religiöse Jenseitsvertröstung, inzwischen gibt es eine Art Diesseitsvertröstung: „Wir leben neunzig oder morgen noch mehr Jahre, früher lebten die Leute siebzig plus ewig.“
- <sup>21</sup> Wir entwickeln beispielsweise im Erzbistum Köln (u.a.) gerade Vorlagen für Klagegottesdienste im Altenheim.
- <sup>22</sup> Hier ist auf die zunehmend an Bedeutung gewinnende Form des Kurzgesprächs in der Seelsorge aufmerksam zu machen: vgl. Timm H. Lohse, Das Kurzgespräch in Seelsorge und Beratung, Göttingen 2013.
- <sup>23</sup> vgl. Bromkamp, S. 4.
- <sup>24</sup> vgl. Elmar Trapp, Seelsorge – eine (andere) Pflegequalität, 300ff.
- <sup>25</sup> Ein Workshop auf unserem Diözesanforum Altenheimseelsorge am 20. März 2013 im Erzbistum Köln hat sich genau dies zum Thema genommen.
- <sup>26</sup> Diese „Art“ der Seelsorge wurde von Kardinal Höffner (\*1906, +1987) im Erzbistum Köln propagiert.
- <sup>27</sup> vgl. Bromkamp, S. 5.
- <sup>28</sup> In Köln fördern wir derzeit exemplarisch, initiiert durch das Demenz-Service-Zentrum sog. demenzsensible Kirchengemeinden, vgl. [www.demenz-service-koeln.de](http://www.demenz-service-koeln.de).
- <sup>29</sup> Vor nicht allzu langer Zeit gab es die Praxis, alte und in der sonstigen Pastoral nicht einsetzbare Seelsorger bzw. Priester für ihren Dienst ins Krankenhaus bzw. ins Altenheim zu schicken...
- <sup>30</sup> Dann wäre Seelsorge als sinnstiftende Unterbrechung zu verstehen (vgl. J. B. Metz).
- <sup>31</sup> Wie oft habe ich diesen Satz in den letzten Jahren in diversen Altenheimen von Bewohnerinnen und Bewohnern gehört...
- <sup>32</sup> vgl. Doris Nauer, Seelsorge. Sorge um die Seele. Stuttgart 2010, S. 202 ff.
- <sup>33</sup> vgl. das Modell des Köln-Nimweger-Instrumentariums für Ethische Fallbesprechung unter [www.ethikbeauftragte-koeln.de](http://www.ethikbeauftragte-koeln.de)
- <sup>34</sup> Im Rahmen von Studientagen beziehen wir nach Möglichkeit den eigenen „biografischen Rucksack“ mit ein.
- <sup>35</sup> Der Caritasverband der Stadt Köln bietet im Kirchengemeindekontext im Rahmen des familienunterstützenden Dienstes Caruso Angebote für an Demenz Erkrankte den Treffpunkt „Atempause“ an. – In Planung ist bei uns im Stadtdekanat Köln aktuell ein Angehörigenkurs für Demenzkranke – vgl. Modell Edukation nach Prof. Dr. Sabine Engel, Erlangen.

### Weitere Literatur zum Thema:

- Franz-Josef Nocke, Ja sagen zum Alter. Impulse aus dem Glauben. München 2007.
- Erhard Weiher, Das Geheimnis des Lebens berühren. Spiritualität bei Krankheit, Sterben, Tod. Eine Grammatik für Helfende. Stuttgart 2009.

# Keiner geht allein

## Begleitung „einsamer“ Beerdigungen

---

Immer mehr Menschen verbringen die letzten Jahre ihres Lebens alleine. Diese Einsamkeit setzt sich bis ans Grab fort. Die Seelsorger in der Pfarrei St. Severin in der Kölner Südstadt - einer Gemeinde mit zahlreichen Altenheimen - machen die Erfahrung, dass sie immer häufiger den Sarg oder die Urne alleine auf dem letzten Gang begleiten.

Die Gründe für diese Entwicklung liegen auf der Hand: Familien mit weniger Kindern, kinderlose Ehen, Leben als Single, die steigende Lebenserwartung. Der Lebenspartner stirbt. Die Anzahl der Freunde verringert sich durch ihr Ableben von Jahr zu Jahr, neue Freundschaften werden nur noch selten geschlossen. Sehr hohes Alter führt häufig dazu, dass die letzten Jahre in einem Seniorenheim und/oder auf einer Pflegestation gelebt werden müssen, insbesondere dann, wenn man alleinstehend ist. Der Umzug ins Altenheim lässt bestehende nachbarschaftliche Beziehungen schnell verkümmern, die Nachricht vom Tode erreicht die ehemaligen Nachbarn nur selten. Das Pflegepersonal hat dank der Leistungsvorgaben nicht mehr die Zeit, an einem Begräbnis teilzunehmen. Da häufig die vorhandenen Ersparnisse und die eigenen Rücklagen für die Bestattung zur Pflege genutzt werden müssen, steht am Ende oft eine Sozialbeerdigung: Einäscherung, wenn nicht anders ausdrücklich festgelegt, anonyme Bestattung, keine Begleitung, kein Gebet, keine Blume, von Kerzen ganz zu schweigen.

Ein christliches Begräbnis drückt zeichnerhaft aus, dass jeder Mensch von Gott gewollt ist, wertvoll und damit in den Augen Gottes unersetzbar. Als „sein Kind“ verdient jeder Verstorbene hohen Respekt. Um dem gerecht

zu werden, schrieb eine Kirchenordnung aus den Anfängen unserer Kirche vor, dass ein Diakon jeden Morgen am Strand entlang zu gehen hatte, um die angeschwemmten Leichen Ertrunkener würdig zu bestatten. Die gleiche Überzeugung lag den Beerdigungsbruderschaften und speziellen Orden zugrunde, die im Mittelalter auch in Köln existierten, und deren alleinige Aufgabe es war, für jeden Menschen eine würdige Bestattung sicherzustellen.

Eine solche Begräbnisbruder/schwesternschaft hat sich im Jahr 2009 in der Pfarrei St. Severin auf Initiative des Diakons und der Pfarrcaritas-Verantwortlichen konstituiert. Der Caritas-Kreis lädt seither Gemeindeglieder ein, unter dem Leitwort „Keiner geht allein“ einsame Beerdigungen zu begleiten. Nach sehr kurzer Zeit fanden sich zehn Personen bereit dazu, inzwischen ist der Kreis auf annähernd zwanzig Frauen und Männer angewachsen. Es sind Menschen mit unterschiedlich starker Kirchenbindung, und es sind Menschen unterschiedlichen Alters, vornehmlich ältere. Allen gemeinsam ist der Wunsch, ein Zeichen der Verbundenheit und der Wertschätzung für die unbekannt verstorbene Person zu setzen. Wichtig ist einigen auch die Gelegenheit, sich bei dieser Begleitung mit dem eigenen Sterben und Tod auseinanderzusetzen.

Eine koordinierende Person aus dem Caritaskreis informiert über Email oder Telefon-Stafette, wenn eine entsprechende Bestattung ansteht. In der Anlaufphase nahmen vier oder fünf Personen an einer Beerdigung teil, inzwischen folgen zehn bis fünfzehn Personen dieser „Begräbnisbruder/schwesternschaft“ in unterschiedlicher Zusammensetzung der Einladung - unabhängig von Jahreszeit und Wetter. Alle Anwesenden bringen eine Rose mit als Zeichen dafür, dass die Gemeinde die Verstorbene/den Verstorbenen nicht vergessen hat und wird. Mehr als 40 Beerdigungen wurden bisher in dieser Weise begleitet, im Durchschnitt etwa eine im Monat. Nicht selten trinkt man nach der Beerdigung noch miteinander einen Kaffee und tauscht sich über die Erfahrungen aus.

Der Gang zum Grab beginnt mit einem Gebet an der Trauerhalle. Als Zeichen unseres Glaubens und unserer Hoffnung trägt ein Mitglied der Begleitergruppe ein Kreuz mit auf dem Weg zum Grab. Das ist in unseren Tagen nicht mehr selbstverständlich. Bislang gibt es (noch) eine Scheu, die Urne selbst zu tragen; sie wird auf einem Wagen gefahren, und die Begleiter/innen legen ihre Rose um die Urne, die sonst sehr einsam und schmucklos bleibt. Der Weg zum Grab ist schweigend.

Am Grabe findet die gleiche Trauerfeier statt, wie sie auch in der Trauerhalle stattgefunden hätte. Allen Seelsorgern ist es wichtig, im Vorfeld etwas herauszufinden über das Leben und die Persönlichkeit des verstorbenen Menschen. Das ist nicht selten mit großem Aufwand verbunden, aber es erweist sich als ungemein wichtig. Nur mit dem Erzählen und Benennen sei es noch so kleiner Begebenheiten und Informationen gewinnt der/die Tote ein menschliches Antlitz und erschöpft sich nicht in einem Namen. Nach der Liturgie am Grab – hier werden auch die Begleiter aktiv einbezogen, lesen Schrift-Texte, tragen Fürbitten vor, sprechen Gebete – wird eine 24-Stunden-Kerze angezündet, in der Dunkelheit ein Zeichen des Nicht-Vergessen-Seins. Und die mitgebrachten Rosen bilden einen kleinen Kranz um die Urne herum...

Mit dieser Begleitung zum Grab durch Mitglieder der Gemeinde unter dem Kreuz wird die Vorstellung durchkreuzt, am Ende menschlichen Lebens stehe die Ver-endung, und wird die Hoffnung auf Voll-endung sichtbar gemacht. Es wird auch die Vorstellung durchkreuzt, ein Leben könne ohne Bedeutung und Wert sein, und die Überzeugung, dass jeder Mensch für Gott unersetzbar ist, zum Ausdruck gebracht. Es wird auch die Vorstellung durchkreuzt, jeder sei für seine Einsamkeit selbst verantwortlich, und nach Jesu Beispiel wird der Verzicht auf Urteil und Verurteilung angemahnt. Damit wird nicht zuletzt auch die Vorstellung durchkreuzt, Sinnlosigkeit und Zufall be-

stimme das menschliche Leben, und es wird der Glaube an einen liebenden Gott verkündet, der jeden von uns zu einem guten Ende führen wird.

---

## Dank und Willkommen

---

Mit großer Einfühlsamkeit hat der bisherige Seelsorgeamtsleiter des Erzbistums Berlin, **Prälat Dr. Stefan Dybowski**, seine Wahrnehmung der Einzelbereiche seiner Hauptabteilung in den Eingangsmeditationen wiedergegeben und damit zugleich Impulse zum Nachdenken über die eigene seelsorgliche Praxis einer und eines jeden gegeben. Meditativ über den eigenen Aufgabenbereich geschrieben zu haben und so die Menschen am eigenen Leben teilhaben zu lassen, dafür danke ich an dieser Stelle dem Autor im Namen aller Leserinnen und Leser von ganzem Herzen, wohl wissend, was es in einer solchen Position bedeutet, Zeit und Kraft für eine „Zusatzarbeit“ zu finden. Zugleich wünsche ich ihm Gottes Segen für seine neue Aufgabe, die geistliche Begleitung des Berliner Pastoralen Prozesses „Wo Glauben Raum gewinnt“. Aus diesem Grund verlässt er auch den Beirat des Pastoralblatts. Seine Nachfolgerin ist seit dem 1.11. die neue Seelsorgeamtsleiterin Frau Uta Raabe.

Als Nachfolgerin für das Schreiben der Eingangsmeditationen begrüße ich sehr herzlich Frau **Dr. Daniela Engelhard**, Seelsorgeamtsleiterin im Bistum Osnabrück und ebenfalls Mitglied im Beirat des Pastoralblatts. Sie wird sich im kommenden Jahr zwölf prägnante Worte von Papst Franziskus zu Betrachtung und Impuls vornehmen.

*Dr. Gunther Fleischer*

# Judentum – Christentum

## Eine Antwort an Gunther Fleischer und Werner Höbsch

---

Unter dem Titel *Christentum – Judentum. Eine Verhältnisbestimmung im Kontext aktueller Stellungnahmen*, haben Gunther Fleischer und Werner Höbsch in Heft 5/2013 dieser Zeitschrift auch den von mir vertretenen religionstheologischen Ansatz des Interiorismus vorgestellt und einer massiven Kritik unterzogen. Sie sehen darin das Verhältnis der christlichen Botschaft zum Judentum nicht in befriedigender Weise bestimmt. Vor allem stoßen sie sich an meiner Auffassung, die Schrift Israels sei aus sich allein nicht in der Lage, ihren Wort-Gottes-Anspruch gegenüber der kritischen Vernunft verständlich zu machen. Ich möchte im Folgenden auf diesen zentralen und dann auf weitere Kritikpunkte eingehen.

### 1. Zur Grundlage des Interiorismus

Dazu möchte ich zunächst einige elementare Tatsachen in Erinnerung rufen: Wir Christen kommen in der Regel nicht als Juden auf die Welt, sondern als „Heiden“. Von Natur aus haben wir überhaupt kein religiöses Verhältnis zur Schrift Israels. Es ist für uns ein fremdes Buch. Erst durch unseren Glauben an Christus bekommen wir auch eine theologisch relevante Beziehung zu dieser Schrift; denn sie war die Bibel Jesu und seines Volkes. Unser Glaube an Christus ist also für uns der einzige Grund, die Bibel Israels, nunmehr als Altes Testament gelesen, als Gottes Wort auch an uns zu verstehen. Das Alte Testament ist für uns und bereits für das NT ein *Christus-*

*zeugnis* (vgl. Lk 24,27.44–45; Joh 8,58; 2 Kor 1,20).<sup>1</sup>

Anders sieht die Sache für Juden aus, die zum Glauben an Christus gefunden haben. Sie waren bereits vorher mit ihrer Schrift vertraut. Was verändert deren Glauben an Christus an ihrem Verhältnis zu ihrer alten Schrift? Für den Judenchristen Paulus wird durch Christus nach 2 Kor 3,14–17 ein neues Verstehen der vorher offenbar „schleierhaften“ Schrift möglich. Und nach Lk 24,27.45 ist es der Auferstandene, der den Jüngern das Verständnis der Schrift öffnet, „so dass sie die Schrift verstanden.“ Offenbar ermöglicht der Glaube an Christus ein neues Verstehen der Schrift Israels.<sup>2</sup> Wenn die Kirche später diese Schrift in ihren Kanon aufgenommen hat und sie zu allen Völkern mitbringt, dann will sie offenbar die Botschaft vom Bund Gottes mit den Menschen universal verkündigen. Doch es ist die Botschaft Christi, die diese Schrift überhaupt erst universal als Wort Gottes verständlich macht. Diese These gilt es nun zu begründen.

Die Frage, die ich mir stellte, war diese: Was erschien dem Juden Paulus an seiner alten Schrift „schleierhaft“ (vgl. 2 Kor 3,14)? Warum verstanden die Jünger erst in der Begegnung mit Jesus ihre eigene Schrift definitiv als Wort Gottes? Was ist ohne Christus daran unverständlich? Sie spricht doch vom Bund Gottes mit seinem Volk und erzählt eine Glaubensgeschichte dieses Volkes mit seinem Gott. Daran scheint zunächst nichts Schwieriges zu sein. Oder doch?

Von welchem Gott ist in der Bibel Israels denn die Rede? Zunächst könnte man meinen, der Gott der Bibel sei nur ein (verabsolutierter) Stammesgott, ähnlich wie die Götter anderer Volksstämme. Tatsächlich spricht die Schrift Israels an vielen Stellen nicht viel anders von Gott: Jahwe bereut etwas, er ist zornig, lässt sich besänftigen, ruft zur Gewalt gegen andere Völker auf, belohnt und bestraft, greift ein, redet mit Mose, nimmt anderen Völkern ihr Land weg, um es den Israeliten zu geben usw. Er erscheint dann in Konkurrenz zu den Göttern der Heiden wie ein mächtiges Superwesen, das als „dynamischer Bundesgott“ auftritt.

Doch hier gilt es zu bedenken, dass es den biblischen Schreibern sehr schwer gefallen sein muss, in angemessener Weise von Gott zu sprechen. Derartige anthropomorphe Vorstellungen gehören eher in den Bereich der mythologischen Projektionen weltlicher Wirklichkeit in den Himmel. Gott scheint recht unreflektiert dann nämlich Teil der Wirklichkeit im Ganzen zu sein. Dennoch kennt die Schrift an anderen Stellen auch eine viel angemessenere und reflektierte theologische Sprechweise, die derartige Anthropomorphismen korrigiert. Man denke z. B. an 2 Sam 7,1-11. Erst dadurch wird die Bibel Israels zu einem nicht nur religionsgeschichtlich, sondern auch geistesgeschichtlich einzigartigen Dokument. Denn im Unterschied zur heidnischen Religion, die sich die Götter als Teil der Gesamtwirklichkeit vorstellte, gelingt es der Bibel, von Gott als Schöpfer des Himmels und der Erde zu sprechen (vgl. Gen 1,1; 2 Makk 7,28). Alles verdankt sich in seinem Sein diesem Gott. Er ist „ohne Wen nichts ist“. Damit ist aber auch die *Unbegreiflichkeit* Gottes ausgesagt, d. h., dass der Gott, von dem die Bibel spricht, nicht unter die Begriffe fällt. Er fällt auch nicht unter den Begriff der Wirklichkeit (vgl. 1 Kön 8,27).<sup>3</sup> Diese Sprechweise deckt sich dann auch mit einer langen philosophischen Tradition, die Gott als „quo maius cogitari nequit“ und sogar als „quiddam maius quam cogitari possit“ (Anselm) versteht.

Für die Bibel ist Gott also kein Teil der Wirklichkeit im Ganzen, vielmehr lebt er „in unzugänglichem Licht“, und „kein Mensch hat ihn je gesehen“ (vgl. 1 Tim 6,16; Joh 1,18; 6,46). Das Sein der Welt ist also dadurch bestimmt, dass sie restlos darin aufgeht, auf Gott bezogen und von ihm verschieden zu sein. Sie *hat* nicht eine Relation auf Gott, sondern sie ist mit ihrem Bezogensein auf Gott identisch und zugleich von Gott verschieden. Als solches kann sie nicht ohne Gott sein, weil eine Relation ontologisch von ihrem Terminus abhängt.

Nun aber wird von diesem Gott behauptet, er sei seinem Volk zugewandt, spreche es an und habe sogar einen Bund mit ihm geschlossen. Ist das nicht widersprüchlich? Es

steht doch in einer starken Spannung zu der Einsicht und Anerkennung Gottes als „ohne Wen nichts ist.“ Denn damit wird ja eine reale Relation Gottes auf das Geschöpf behauptet. Da aber eine Relation immer durch ihr Woraufhin ontologisch konstituiert wird, ist sie auch von diesem Woraufhin abhängig. Die Welt würde dann also diese Relation konstituieren; Gott wäre damit als abhängig von der Welt verstanden. Denn die Relation müsste ja mit Gott identisch sein (auch eine bloß akzidentelle Relation ist nicht denkbar; denn diese wäre ja von Gott verschieden und könnte deshalb als Geschaffene unmöglich unser Heil konstituieren!). Die Rede vom Wort und vom Bund Gottes widerspricht damit ihrem vorausgesetzten Gottesbegriff. *Und die Welt kann nicht betrachtet werden als konstitutives Woraufhin einer realen Relation Gottes auf sie.* Das ist ausgeschlossen! Man würde damit implizit das Geschaffensein der Welt leugnen bzw. die Unbegreiflichkeit Gottes nicht mehr anerkennen. Dies ist eine philosophische Vernunft Einsicht und eigentlich der stärkste Einwand gegen jeden religiösen Glauben, der sich auf Offenbarung beruft. Die völlige Einseitigkeit der Relation des Geschaffenen auf Gott wurde bereits in der Hochscholastik von Thomas von Aquin gelehrt.<sup>4</sup> Diese Lehre wird vermutlich deshalb gerne verdrängt, weil sie jede Religion zunächst in Verlegenheit bringt. Denn wie soll man dann noch in einer vor der Vernunft verantwortbaren Weise von „Wort Gottes“ sprechen? Wie „spricht“ Gott denn? Und wie kann ein menschliches Wort, das doch bloß geschaffen ist, *Gottes Wort* sein?

Ich denke, in diesem Widerspruch zwischen dem zu Recht vorausgesetztem Gottesbegriff und der Behauptung, Wort Gottes zu sein, liegt die Schleierhaftigkeit der Schrift Israels begründet. Sie vermag sich nicht vor diesem starken Einwand der Einseitigkeit der Relation des Geschaffenen auf Gott verständlich zu machen. Wie lässt sie sich dann aber von einer bloßen Behauptung, Wort Gottes zu sein, unterscheiden?

Tatsächlich aber antwortet die christliche Botschaft von Anfang an auf dieses von uns

aus unlösbare Problem. Sie macht sich *durch ihren Inhalt* verständlich. Denn sie behauptet nicht eine trivial vorgestellte nachträgliche Relation Gottes zur Welt, sondern verkündet, dass die Welt von Anfang an hineingenommen ist in eine Relation Gottes auf Gott, des Vaters zum Sohn. Das konstitutive Woraufhin dieser Relation ist nicht die Welt, sondern der Sohn. Das NT sagt, dass alles nicht nur geschaffen, sondern bereits von allem Anfang an „in Christus“ geschaffen ist (vgl. Joh 1,3; Kol 1,16; Eph 2,10). Glauben heißt deshalb nach dem NT: Anteilhaben am Gottesverhältnis Jesu (vgl. Mt 6,9; 11,27; Joh 17,21f.).

Damit wird die (zunächst problematische) Botschaft Israels vom Bund tatsächlich verständlich: der Bund ist in Wirklichkeit der Bund des Vaters mit dem Sohn; der Bund ist der Heilige Geist als die Liebe des Vaters zum Sohn, in die Juden und Heiden hineingenommen sind. Nur in diesem Verständnis ist die Liebe Gottes zu uns tatsächlich mit Gott identisch und nicht etwas von Gott Verschiedenes. Und zugleich wird so das Problem der Einseitigkeit der Relation des Geschaffenen auf Gott beantwortet. Damit ist der Glaube nicht etwa bewiesen, aber er widerspricht nicht mehr vernünftigem Urteil.

Nun aber sagen wir keineswegs, die Schrift Israels sei nicht Wort Gottes, weil sie auf diesen Einwand nicht antworten kann. Vielmehr ist die christliche Botschaft die Antwort auf dieses Problem und somit der Schlüssel, um die Schrift Israels universal als Wort Gottes zu verstehen. Jetzt können sogar Nichtjuden aus dieser Schrift Gottes Wort hören, insofern sie etwas sagt, was tatsächlich nur Gott sagen kann: Dass wir im Bund mit ihm stehen. Auch der eigentlich unverständliche Begriff „Wort Gottes“ wird jetzt endgültig sinnvoll: denn Gott begegnet in Jesus als Mensch.

Das Verhältnis des christlichen Glaubens zur Schrift Israels ist also weder exklusivistisch noch inklusivistisch. Denn die Schrift Israel verkündet nicht weniger Wahres als das Christentum. Aber erst durch Christus wird dieser Anspruch verständlich und stellt

keinen Widerspruch mehr zur Vernunft dar. Ich nenne dieses Verhältnis „interioristisch“, weil wir Christen *in* der im Licht unseres Glaubens gelesenen Schrift Israels, also im AT, Christus erkennen. Die unüberbietbare Wahrheit der Schrift Israels kommt durch Christus für alle Völker ans Licht. Dies kommt in der interioristischen Formel Lk 2,31f, wonach Christus die Herrlichkeit Israels *und* das Licht zur Entbergung der Heiden ist, klar zum Ausdruck.

Hier wird also Christus in Beziehung zu Israel und zu den anderen Völkern gesehen. Während er zum einen die Herrlichkeit Israels ist, ist er im selben Atemzug auch der, der die Wahrheit der Heidenvölker ans Licht bringt. Das Verhältnis der christlichen Botschaft zu Israel ist deshalb für mich das Modell, um auch ihr Verhältnis zu den Heiden zu bestimmen. Wie bereits die frühen Kirchenväter richtig sahen, entbirgt Christus auch die Wahrheit der heidnischen Philosophie (Justin). Clemens von Alexandrien kann in der griechischen Philosophie so etwas wie ein Altes Testament für die Griechen sehen, das diese bereit macht für das Evangelium.<sup>5</sup> Denn das Evangelium, deren Erstadressaten die Juden waren und sind, richtet sich ja auch an andere Völker, die bereits eine religiöse Vorgeschichte haben, und spricht sie darauf an (vgl. Apg 17,22-27). Sind diese etwa weniger erwählt als die Juden (vgl. Eph 1,4)?

Tatsächlich verkünden alle Offenbarungsreligionen etwas, das, wenn es wahr ist, nur Gottes Wort sein kann. So spricht der Koran in fast jeder Sure von der Barmherzigkeit Gottes. Wenn diese Behauptung der Barmherzigkeit Gottes wahr ist, dann kann es sich nur um Gottes Wort handeln; denn an der Welt ist diese Barmherzigkeit nicht abzulesen. Als Christen können wir diese Wahrheit nur bejahen, ja, mehr noch, in einer christlichen Lektüre des Korans müssen wir sogar sagen, dass diese Barmherzigkeit Christus ist. Denn nur wenn die Barmherzigkeit Gottes mit Gott identisch ist, kann sie auch unser Heil sein! Auch der Koran enthält also – wie die Bibel Israels – eine Wahrheit, die größer nicht gedacht werden kann. Muslime sehen

also zu Recht im Koran Gottes Wort, so wie Juden zu Recht in ihrer Schrift sich von Gott angesprochen wissen. Denn Christus „ist das Ja zu allem, was Gott verheißen hat“ (2 Kor 1,20). Wo ist hier für Christen ein Problem, dies auf der Grundlage unseres Glaubens an Christus anzuerkennen?

## 2. Zu den weiteren Einwänden

Die Autoren des genannten Artikels machen einige Einwände gegen diese Sicht geltend. Allerdings schöpfen sie nur aus meinem eher populärwissenschaftlichen Buch *Christus in den Religionen*. Ihre Basis ist damit etwas schmal. (Ihre Einwände werden allerdings auch in diesem Buch im Anhang fast alle ausführlich beantwortet.) Sie schöpfen ihre Informationen zu meiner Position weder aus meiner Habilitationsschrift<sup>6</sup>, noch aus meinem Islambuch<sup>7</sup>, noch aus meinen zahlreichen Artikeln zu diesem Thema<sup>8</sup>, in denen ich sehr ausführlich auf noch gravierendere Anfragen eingegangen bin. Auch meine Sicht des theologischen Verhältnisses der beiden Testamente zueinander habe ich in zwei umfangreichen Artikeln dargelegt.<sup>9</sup> Doch der tiefere Grund für das Missverstehen meiner Position dürfte darin liegen, dass man versucht, einen relationalontologisch gedachten Sachverhalt substanzontologisch zu verstehen. („substanzontologisch“ meint: die Grundkategorie ist die Substanz, die erst nachträglich zu anderen Substanzen in Beziehung gesetzt wird. Relation ist dann nur akzidentell; relationale Ontologie rechnet dagegen damit, dass die Relation überhaupt erst die Substanz begründet: Das Geschaffensein der Welt ist mit seinem restlosen Bezogensein auf Gott identisch und nicht eine nachträgliche Relation!)<sup>10</sup> Deshalb kommt mir die Darstellung meiner Position durch die beiden Autoren wie die Schwarzweiß-Kopie eines Farbbildes vor. Nur mit Mühe konnte ich einige Konturen des Originals darin wiederfinden. Der Interiorismus setzt ein anderes, von der christlichen Botschaft selbst mitgebrachtes relationales Vorverständnis voraus (vgl. Mt 9,17). Nach

dem Zeugnis der Evangelien hat Jesus sich ständig an einem nicht sachgerechten religiösen Vorverständnis seiner Zeitgenossen abgearbeitet. Die zahlreichen johanneischen Missverständnisse sowie der synoptische Ruf Jesu zur *Metanoia*, was zunächst keine moralische Bekehrung meint, sondern ein neues Denken (*nous*), einen Perspektivwechsel, zeigen das überdeutlich.

Nun zu den Einwänden im Einzelnen:

1. Die Autoren vermissen bei mir eine Auseinandersetzung mit jüdischen Autoren und „deren Darlegungen zu den Möglichkeiten eines Verständnisses von Gott und seinem Wort, also vom Eintritt des Transzendenten ins Immanente.“ Sie beziehen sich damit auf die jüdische *Schekhinah*-Vorstellung.<sup>11</sup> Tatsächlich verrät diese Vorstellung wohl eine Ahnung von dem Problem, das im Begriff „Wort Gottes“ steckt, wenn man die Absolutheit Gottes anerkennt. Doch die *Schekhinah*-Vorstellung beantwortet das Problem nicht, sondern verschiebt es nur. Denn Gott und Welt, Transzendenz und Immanenz, können nicht unter einen gemeinsamen Begriff fallen und in einem beide noch einmal umfassenden Horizont betrachtet werden. Es bleibt dann also das Problem, wie eine reale Relation Gottes auf die Welt gedacht werden kann, ohne damit Gott und Welt unter einen gemeinsamen Begriff zu subsumieren. Deshalb wird auch der *Schekhinah*-Gedanke erst durch das dreifaltige Gottesverständnis verstehbar. Sodann habe ich dem menschengewordenen Wort Gottes nicht eine „höhere Plausibilität“ gegenüber der *Schekhinah*-Vorstellung zuerkannt. Denn der Inhalt unseres Glaubens ist keineswegs „plausibel“, sondern Ärgernis und Torheit (vgl. 1 Kor 1,18-25). Aber er macht sich vor der Vernunft so verständlich, dass man keine Vernunftargumente mehr gegen ihn ins Feld führen kann. Doch seine Wahrheit kann nur im Glauben erkannt werden.
2. Die Autoren werfen mir vor, der christliche Glaube erscheine in meinen Ausführungen

- rungen „als ein logisches Gedankenkonstrukt, welches das *scandalum incarnationis* aufhebt und zu einer rationalen Notwendigkeit eines göttlichen Offenbarungsprozesses werden lässt.“ Das ist mir eine unbegreifliche und auch unsachgemäße Verdrehung der Dinge. Der christliche Glaube ist in meinem Verständnis kein Produkt unserer Überlegungen. Wohl aber muss Theologie als Verantwortung des Glaubens vor der Vernunft der Logik folgen, um Widerspruchsfreiheit der Aussagen bemüht sein und darf Vernunfteseinsichten nicht verdrängen oder fideistisch „wegglauben“. Was verstehen die Autoren unter „*scandalum incarnationis*“, und warum ist das „aufgehoben“? Darüber geben sie keine Auskunft. Ich gehe doch ganz und gar nicht von einer rationalen Notwendigkeit eines Offenbarungsprozesses aus. Ein solcher ist weder „notwendig“ noch kann er im menschlichen Erwartungshorizont liegen (Einseitigkeit der Relation!). Die Vernunft spricht doch dagegen. Ich gehe vielmehr von unserem geschichtlichen Konfrontiertsein mit der christlichen Botschaft aus und stelle staunend fest, dass sie mir mit dem, was sie sagt, auch auf meine Einwände antwortet (Problem der Einseitigkeit der Relation). Die epistemologische Basis unserer Glaubenserkenntnis ist ja gerade die Inkarnation.
3. Und schließlich behaupten die Autoren, Christus und damit die Inkarnation sei in meinem Verständnis auf eine bloß hermeneutische Funktion reduziert. Natürlich hat Christus nicht *nur* eine hermeneutische Funktion, aber eben *auch*. Im Glauben an Christus wird die ganze Wirklichkeit doch in einem neuen Licht gesehen, und so eben auch die Religionen. Zudem macht sich der christliche Glaube *durch seinen Inhalt* und nicht durch von außen herangetragene „Gedankenkonstrukte“ (wie etwa die *Schekhinah*-Vorstellung) vor der Vernunft verständlich. Wir können tatsächlich nur auf Christus verweisen, wenn wir verständlich machen wollen, warum und was wir glauben (vgl. 1 Petr 3,15). Denn sonst wäre er nicht mehr der Grund des Glaubens. M. a. W.: das Wort Gottes, das in Jesus als Mensch begegnet, beantwortet selbst das Problem, wie es zusammengehen kann mit der Anerkennung der Absolutheit Gottes.
  4. Die Ablösung der Kirche von Israel erfolgte – anders als die Autoren meinen – sehr wohl auch aus hermeneutischen Gründen. Denn es war doch wohl ein verschiedenes *Verstehen* der Person Jesu und ihrer Botschaft, das zum Eigenweg der Kirche in kritisch sich von Israel unterscheidender In-Beziehung-Setzung zu dessen Schrift führte.<sup>12</sup> Auch kann der interioristische Ansatz nicht aus den Gründen, die die Autoren nennen, zurückgewiesen werden. Denn dann müssten sie zeigen, wie ohne trinitarisches Gottesverständnis eine reale Relation Gottes auf die Welt gedacht werden kann, ohne Gott damit zu einem Systembaustein einer größeren Wirklichkeit zu machen. Denn das wäre dann tatsächlich ein geschlossenes System.
  5. Und schließlich nehmen die Autoren Anstoß daran, dass ich das Verhältnis der christlichen Botschaft zur Schrift Israels als Modell ansehe für die Verhältnisbestimmung auch zu anderen Religionen. Das Verhältnis zu Israel sei „einzigartig“ und es bestehe mit dem Judentum eine „tiefe geistig-geistliche Verbindung und Gemeinsamkeit [...], die nicht ... auf das Verhältnis zu anderen Religionen übertragen werden“ könne. Aber geht es hier um eine traute Zweisamkeit? Um eine jüdisch-christliche Exklusivität? Wäre das nicht ein sehr verengter Horizont? Könnte dagegen die unbestreitbare Einzigartigkeit dieses Verhältnisses nicht gerade in diesem von mir herausgestellten paradigmatischen Charakter liegen? Es wäre dann die Schrift und damit Gottes Wort selbst, welches uns den Weg weist, wie wir uns theologisch zu anderen Religionen verhalten sollen. Dann braucht man auch Konstruktmodelle wie

Exklusivismus, Inklusivismus und Pluralismus nicht mehr. Wenn man aus der Glaubensgeschichte Israels etwas lernen will, dann ist es dies: Erwählungen und Berufungen ergehen nie allein um des Erwählten willen, sondern stets um des Heiles anderer willen. So begreift Jes 49,6 auch die Rolle Israels. Oder denken wir an das Buch Jona. Es ist in meiner Sicht gerade das besondere Verhältnis, das wir zur Religion Israels haben, welches uns die Augen öffnet dafür, dass es dabei nicht nur um Israel geht und auch nicht nur um die Kirche, sondern um die ganze Menschheit. Diese ist als ganze ja bereits in Christus geschaffen (Kol 1,16) und damit hineingenommen in die Liebe des Vaters zum Sohn. Wenn Jes 49,6 dem Selbstverständnis Israels entspricht und wenn die Kirche sich als „universale salutis sacramentum“ (*Lumen gentium* 48) definiert, dann muss auch das Verhältnis von Kirche zu Israel in diesem weiteren Horizont gesehen werden.

- <sup>2</sup> Childs, op. cit., Band 1, 121, spricht sogar von einem „radikal neuen Verständnis der jüdischen Schriften.
- <sup>3</sup> Dazu R. Sokolowski, *The God of Faith and Reason*. Foundation of Christian Theology. Notre Dame (USA) 1982, 12ff.
- <sup>4</sup> S. th. I q. 13 a 7c; ScG II c. 11-13.
- <sup>5</sup> Vgl. Stromata VI/8, 67,1.
- <sup>6</sup> Viele Religionen – ein Wort Gottes, op. cit.
- <sup>7</sup> Islam in christlicher Perspektive. Den muslimischen Glauben verstehen, Paderborn 2009.
- <sup>8</sup> Siehe dazu mein Publikationsverzeichnis: <http://www.gerhardgaede.de/startseite/veroeffentlichungen/aufsaeetze/>
- <sup>9</sup> „Altes“ oder „Erstes“ Testament? Fundamentaltheologische Überlegungen zu Erich Zengers Vorschlag einer christlichen Neubenennung der Schrift Israels, in: MThZ 45 (1994) 161–177; „Bevor Abraham wurde, bin ich“ (Joh 8,58). Überlegungen zur Biblischen Theologie im Zeitkontext des Verstummens Gottes, in: ZKTh 126 (2004) 297–324.
- <sup>10</sup> Dazu P. Knauer, *Relationale Ontologie*: <http://peter-knauer.de/knauer0.html>; D. Kraschl, *Relationale Ontologie*. Ein Diskussionsbeitrag zu offenen Fragen der Philosophie. Würzburg 2012.
- <sup>11</sup> Dazu A. M. Goldberg, *Untersuchungen über die Vorstellung von der Schekhinah in der frühen rabbinischen Literatur*. Berlin 1969.
- <sup>12</sup> Als Beispiele für eine jüdische Jesus-Hermeneutik: M. Buber, *Zwei Glaubensweisen*, Zürich 1950; S. Ben-Chorin, *Bruder Jesus. Der Nazarener aus jüdischer Sicht*, München <sup>5</sup>1982.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Hierzu B. S. Childs, *Die Theologie der einen Bibel*, Band 2. Freiburg 1996, 161–165. Jesus hätte natürlich auch als Inder oder als Eskimo auf die Welt kommen können. Dann wären eben Schriften aus einem anderen Kulturkreis unser Altes Testament geworden, das wir als Christuszeugnis lesen würden. Die Rede von der „Auserwähltheit“ des jüdischen Volkes und von dessen Erstgeburtsrecht ist nicht als Bevorzugung eines Volkes gegenüber anderen durch Gott zu verstehen, sondern völlig anders zu begründen. Dazu mehr: G. Gäde, *Viele Religionen – ein Wort Gottes*. Einspruch gegen John Hicks pluralistische Religionstheologie. Gütersloh 1998, 314–327, bes. 322f.

# Literaturdienst

**Willibald Sandler: Die gesprengten Fesseln des Todes. Wie wir durch das Kreuz erlöst sind. Kevelaer 2011, 191 S.**

Das o. a. Bändchen steht in der Mitte dreier Bücher des Verf. (Theologieprofessor in Innsbruck), die die christliche Triologie „Schöpfung, Sündenfall, Erlösung“ zum Inhalt haben. Dem ersten Band „Der verbotene Baum in Paradies“ (2009) folgt der hier zu besprechende; der dritte ist angekündigt mit dem Arbeitstitel „Leben aus der Kraft der Erlösung“. Wer sich auf den Weg begibt, die „Bibelarbeit“ des Verf. mitzumachen, wird belohnt durch viele erhellende und betroffen machende Darlegungen zur Dogmatik, Pastoral und Spiritualität.

Im ersten Kapitel stellt der Verf. die Frage nach unserer Erlösung in einen weiten heilsgeschichtlichen Zusammenhang, um dann vom 2. bis 5. Kapitel das Wirken Jesu aufzuzeigen über die Stationen Gottesreichbotschaft, Konfrontation, Passion und Kreuz. Er beschreibt Jesu Weg als einen Kreuzweg zwischen Aggression und Resignation in „kritischer Solidarität“ (S. 78). Allein schon diese Ausführungen, insbesondere im 5. Kapitel, machen das Buch lesenswert und fordern heraus. Im sechsten Kapitel legt der Verf. seine ausführlich begründete Grundthese vor, die hier abgekürzt wiedergegeben sei. Er sagt, dass Jesu Kreuzestod unsere Erlösung nicht vollendet, sondern ermöglicht und vorbereitet. Der erlösende Schlüssel des Kreuzes besteht in einer grenzenlosen Solidarität Jesu mit seinen Verfolgern und in einer Selbsthingabe Jesu an den göttlichen Vater für die Vielen. Er transformiert die ihm zugefügte Gewalt in eine Tat liebender Selbsthingabe an den Vater – als Kernvollzug von Erlösung. Diese wird erst wirksam, wenn sie die verblendeten Sünder innerlich erreicht. Dazu braucht es ein eigenes Wirken Gottes durch den Heiligen Geist zur Schuldeinsicht, Heilseinsicht und Heilsübernahme. (S. 111–113). Im 7. und 8. Kapitel erklärt der Verf. dann biblische Bilder von Erlösung (Sühne, Loskauf, Opfer u. a.) und deutet sie von seiner These her. Das gelingt ihm auch mit der Erlösungslehre Anselms von Canterbury, die bis ins 20. Jahrhundert hinein ungeheuren Einfluss auf die Gottesvorstellung hatte. Verf. ist der Überzeugung, dass durch solche „Umdeutungen“ auch die Krise im Verständnis von Erlösung – hervorgerufen durch die Wende im dominierenden Gottesverständnis – überwunden werden könnte. Im 9. Kapitel gibt der Verf. noch einmal eine Zusammenschau seines Verständnisses von christlicher Erlösung, indem er seine Ausführungen an dem Gebetswort „Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und preisen dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst“ erläutert.

Ich halte die Worte dieses Büchleins für eine wichtige Stimme in der weiterhin kontrovers geführten Diskussion über unsere Erlösung, wie sie sich deutlich zeigt in dem kürzlich erschienenen Buch: „Erlösung auf Golgota?“ von M. Striet/J.-H. Tück (Hrsg.), 2012. Hingewiesen sei auch auf das ebenfalls 2012 erschienene Werk des Verf.: „Skizzen zur dramatischen Theologie“ (673 S.; Herder)

Ich erwarte mit Interesse das angekündigte dritte Bändchen über das „Leben aus der Kraft der Erlösung“.

*Norbert Friebe*

**Reinhard Körner: Kirchisch für normale Menschen. Leipzig 2012, 111 S., 6,50 €.**

Der Verfasser, bekannt durch viele Bücher zum geistlichen Leben, hat die ersten Seiten des o. a. Büchleins in der Vierteljahresschrift „Karmel-Impulse“ vorab veröffentlicht. Über 300 Bezieher dieser kleinen Zeitschrift haben Exemplare davon nachbestellt – für sich und für ihre „normalen“ Bekannten, die wenig oder gar nicht religiös sind. Dem Verf. gelingt es immer wieder – um es einmal biblisch auszudrücken – , Menschen, die ihn nach der ihn erfüllenden Hoffnung fragen, Rede und Antwort zu stehen, bescheiden und ehrfürchtig (vgl. 1 Petr 3,15.16), aber eben auch verständlich, sympathisch, ja mit Humor. Er hat schon oft in den von ihm verfassten Schriften Worte und Begriffe aus der Sprache des Glaubens, aus dem „Kirchischen“ erklärt. Nun hat er diese Erklärungen hier zusammengefasst und erweitert. Besonders ausführlich geht er natürlich auf die Vokabel „Gott“ ein und im Zusammenhang damit auf die Worte glauben, beten, lieben, hören (auf die Weisungen der „Weisheit“). Er bleibt dabei nicht beim Erklären stehen, sondern führt weiter. Er will aufzeigen, wie es gehen kann, mit diesem Gott, dem „Urgrund allen Seins“, in Beziehung zu treten. So ist auf wenigen Seiten ein kleiner Einführungskurs ins Glauben und Beten entstanden. Weitere „kirchische“ Worte, Begriffe und Zeichen, die er bespricht und in den biblischen Zusammenhang stellt, sind: Bibel, Christus (Sohn Gottes), Nächstenliebe, ewiges Leben (Himmel), das Kreuz, die Dreifaltigkeit.

Vielleicht kann ein solches kleines Büchlein, das sich gut liest, die Botschaft Jesu erstmals oder neu anziehend machen und zum weiteren Suchen und Fragen führen. Und die, die anderen das Buch zugänglich machen, werden beim Lesen selbst so manches von der Frohen Botschaft dankbar wieder neu und besser verstehen. So werden sie auch ermutigt, das „Übersetzen“ unserer Rede von Gott im Gespräch mit ihren Mitmenschen zu versuchen und zu wagen.

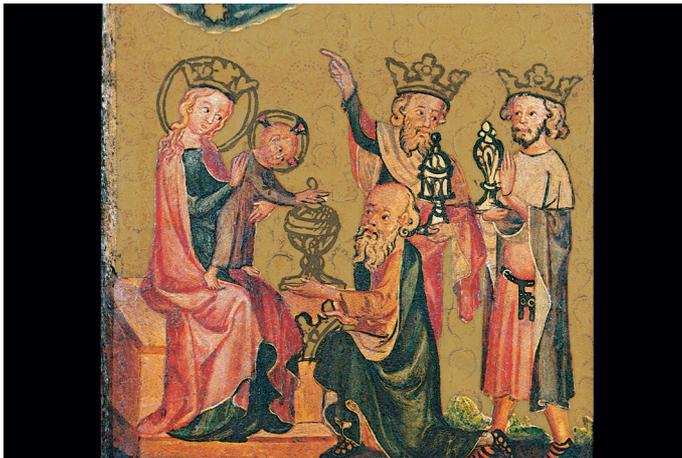
*Norbert Friebe*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort



Anbetung der Könige, Altar eines Kölner Meisters, um 1350 (Detail),  
Wallraf-Richartz-Museum, Köln; ars liturgica Buch- & Kunstverlag MARIA LAACH, Nr. 5693

## Das Geben ist uns aufgegeben

Das Christuskind greift nach der goldenen Gabe  
und doch ist's nicht gierig auf größere Habe.  
Das Kind, so jung und zugleich der Herr der Welt,  
was sollte es auch mit allem, was vor es gestellt?

Das Gold, der Weihrauch, die Myrrhe in ihren Händen  
sind Zeichen nur, was die Geber im Inneren denken:  
Herr, wandle mich, Deinen Goldschatz, dass nützlich mein Geben,  
mich Weihrauchharz, dass ausströmt aus mir der Duft zum Leben.  
Wandle mich, der ich Myrrhe bin, dass täglich neu  
mir zu begegnen für meine Nächsten heilsam sei.  
Wandle mich, dass meine Habe nicht Anstoß erregt  
und Weihrauch nicht meint, dass all mein Gerede in Luft aufgeht;  
dass Myrrhe nicht steht für Bitterkeit,  
ein freudloses Dasein, getarnt als Gläubigkeit.

DU brauchst keine Gaben, aber Gefährten im Geben,  
die Zeugnis geben vom wahren Leben,  
das zu bringen DU gekommen bist.  
Darum feiern wir DEINE Geburt, Herr Jesus Christ.

Gunther Fleischer



Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E